

Die Jangada. Zweiter Band

Jules Verne

Die Jangada.

Zweiter Band

Jules Verne

Einleitung

Das Interesse des zweiten Bandes des fesselnden Romans konzentriert sich auf eine der gelungensten Verne'schen Figuren, den Richter Jarriquez. Selbst Joam Dacosta alias Joam Garral, der unschuldig verurteilt wurde, der sich hier inmitten schwersten Leides zu heldenhafter Größe emporrichtet und ungebrochen dem Tode entgegengeht, macht dem spitzfindigen Grübler, dem Nußknacker *comme il faut*, wenn man so sagen darf, keine Konkurrenz. Dieser Richter, für den kein Rätsel zu schwer ist, kein Logogryph zu kompliziert, kein Rebus zu »knifflig«, keine Scharade zu sinnig – dieser Richter, für den eine geheimnisvolle Schrift mehr Interesse hat als der Charakter und das Leben eines Menschen, der über den Rätseln eines Kryptogramms Essen, Trinken und Schlafen vergißt, tritt würdig in die Reihe der besten Gestalten Verne'scher Phantasie

à la Doktor Ox, Professor Lidenbrok,
Phileas Fogg ect.

Die Landschaftsschilderung des Amazonenstroms verliert sich in diesem zweiten Teil gegenüber den Buchstaben- und Zahlenuntersuchungen des chiffrierten Schriftstücks, das die Unschuld des Fazendero von Iquitos beweist. Schon einmal hat Verne einer geheimnisvollen Schrift, die ihrer Entzifferung ebenfalls hartnäckig widersteht, eine wichtige Rolle in einem seiner Werke erteilt. Ich meine das Kryptogramm Arne Saknussems in der »Reise nach dem Mittelpunkt«. Zur Schrift in dem vorliegenden Bande verwertet der gewandte Autor ein anderes kryptographisches Prinzip, dessen Lösung sich unter noch schwierigeren Umständen vollzieht oder vielmehr ganz unmöglich gewesen sein würde, wenn nicht ein glücklicher Zufall geholfen hätte. Die Art, wie Verne den unermüdlichen Grübler sich den Kopf zerbrechen und all seine Versuche scheitern lässt, während für den Unschuldigen der Galgen errichtet und er

zur Hinrichtung geführt wird, und wie schließlich der Schlüssel gefunden, und die Unschuld bewiesen wird, ist meisterhaft durchgeführt.

Zum Schluß sei bemerkt, daß in dieser Ausgabe zum ersten Mal das Kryptogramm in deutscher Sprache wiedergegeben ist, und daß dadurch die Untersuchungen des Richters im Wortlaut wie in den Buchstaben und Zahlenangaben vom Original abweichen. Eine einfache Wiedergabe des Kryptogramms in französischer Sprache wäre völlig verfehlt und für den großen Leserkreis unverständlich gewesen, ganz abgesehen davon, daß das Interesse an der Handlung die Ueersetzung ins Deutsche zum Gebot macht.

W. H.

Erstes Kapitel.Das Ankunftsessen

Nach einer Nacht, die kaum hingereicht hatte, eine so heftige Aufregung wettzumachen, wurde dieses von Kaimans besetzte Ufer verlassen und die Fahrt fortgesetzt.

Das junge Mädchen hatte sich von ihrem Entsetzen so ziemlich erholt, mit lächelnden Augen dankte sie all denen, die ihr Leben für sie aufs Spiel gesetzt hatten.

Lina schien dem beherzten Fragoso mehr Dankbarkeit entgegenzubringen, als wenn er sie selber gerettet hätte.

»Das vergelte ich Ihnen früher oder später, Signor Fragoso!« sagte sie lächelnd.

»Und wie denn, Jungfer Lina?«

»O, das wissen Sie recht gut!«

»Nun, wenn ich es denn weiß, dann bitte ich lieber recht bald als erst später!« antwortete der liebenswürdige Bursche.

Von diesem Tage an war es ausgemachte Sache, daß die reizende Lina Fragosos Braut war, daß ihre Hochzeit zur gleichen Zeit wie die Minhas und Manuels stattfinden und das neue Paar in Belem in der Nähe der jungen Brautleute wohnen solle.

»Das ist ausgezeichnet,« rief Fragoso immer wieder, »aber ich hätte nie geglaubt, daß Para so weit wäre!«

Manuel und Benito hatten ein langes Gespräch über das Vorgefallene. Es konnte keine Rede mehr davon sein, von Joam Garral zu verlangen, daß er seinem Lebensretter die Wege weise.

»Ihr Leben war mir vor allem kostbar,« hatte Torres gesagt.

Diese zugleich überschwengliche und rätselhafte Antwort, die dem Abenteurer entschlüpft war, hatte Benito vernommen und wohl behalten.

Vorläufig konnten die beiden jungen Männer also nichts tun. Mehr als je waren sie darauf angewiesen, abzuwarten – und zwar nicht mehr bloß vier oder fünf Tage, sondern nun noch sechs bis acht Wochen, das heißt die ganze Zeit, die die Jangada noch zur Fahrt bis nach Belem brauchen würde.

»Es steckt hinter dem allen, ich weiß nicht was für ein Geheimnis, das ich nicht fassen kann!« sagte Benito.

»Ja, aber wir sind über einen Punkt beruhigt,« antwortete Manuel, »es steht fest, Benito, daß Torres deinem Vater nicht nach dem Leben trachtet. Trotzdem werden wir nach wie vor auf der Hut sein.«

Uebrigens hatte es den Anschein, als wollte Torres sich von diesem Tage an noch

zurückhaltender zeigen. Er versuchte gar nicht mehr, sich der Familie aufzudrängen und war sogar gegen Minha nicht mehr von so auffallender Zuvorkommenheit. Die Situation, deren Ernst alle, bis auf Joam Garral vielleicht, empfanden, kam daher zu einem gewissen Stillstand.

Am Abend desselben Tages blieb zur Rechten des Stromes die Insel Baroso, die von einem Furo dieses Namens gebildet wird, und der Manaoari-See, der von einer verworrenen Reihe von Zuflüssen gespeist wird.

Die Nacht verfloß ohne Zwischenfall, aber Joam Garral hatte befohlen, sorgsame Wache zu halten.

Am folgenden Tage, dem 20. August, steuerte der Lotse, der wegen der unberechenbaren Strudel der linken Seite ziemlich dicht sich am rechten Ufer hielt, zwischen den Strand und die Inseln.

Jenseits dieses Strandes war das Land besät mit großen und kleinen Seen, wie Calderon-See und Huaranda-See, sowie anderen Lagunen mit schwarzem Wasser Dieses hydrographische System kündete bereits die Nähe des Rio Negro an, des merkwürdigsten unter allen Nebenflüssen des Amazonas.

Der Strom führte hier noch immer den Namen Solimoes, erst hinter der Mündung des Rio Negro sollte er den Namen annehmen, unter dem er vor allen Wasserläufen der Welt berühmt ist.

Diesen Tag über machte die Jangada eine merkwürdige Fahrt.

Der Arm, in dem der Lotse fuhr, war sehr eng, obgleich er ziemlich weit erschien, was daher kam, daß ein großer Teil der wenig über den Wasserspiegel emporragenden Insel noch von der Hochflut bedeckt war.

Auf beiden Seiten lagen weite, dichte Wälder von riesigen Bäumen, deren Wipfel 50 Fuß über den Erdboden emporragten, von einem Ufer zum andern reichten und einen gigantischen Laubengang bildeten.

Zur linken Seite lag der überschwemmte Wald höchst malerisch da, der mitten in einem See zu wachsen schien. Die Baumstämme stiegen aus dem stillen reinen Wasser auf, in welchem sich das ganze Wirrwarr ihrer Zweige mit unvergleichlicher Reinheit spiegelte.

In der Tat hatte der Schleppzug sich unter dieses Baumgewölbe wagen müssen, an dessen Stämmen sich die Strömung brach. Es war unmöglich, sie zu umgehen. Um rechts und links ein Anfahren zu vermeiden, mußte mit größter Umsicht gesteuert werden.

Hier zeigte sich die ganze Geschicklichkeit des Lotsen Araujo, dem übrigens seine Mannschaft vortrefflich zur Seite stand.

Die Bäume des Waldes bildeten feste Stützpunkte für die langen Stangen, und der Kurs wurde beibehalten. Die geringste Karambolage, die die Jangada quer in den Strom gebracht hätte, hätte das riesige Floß schwer beschädigt, und dann wäre, wenn auch nicht das Personal, so doch die Ladung, die es trug, verloren gewesen.

»Hier ist es wirklich sehr schön,« sagte Minha, »und es wäre ein Vergnügen, immer so zu reisen, auf diesem stillen Wasser, vor der Sonne so geschützt!«

»Das wäre zwar vergnüglich, aber auch gefährlich, liebe Minha,« antwortete Manuel. »In einer Piroge wäre bei einer solchen Fahrt nichts zu fürchten, aber auf einem langen Floß ist es besser, man hat freies breites Wasser.«

»In zwei Stunden werden wir ganz aus diesem Walde hinaus sein,« sagte der Lotse.

»Also muß man die Augen auf haben,« rief Lina. »All diese schönen Dinge ziehen so

schnell vorbei. Ach! teure Herrin, sehen Sie wohl diese Scharen von Affen, die sich in den hohen Zweigen der Bäume tummeln, und die Vögel, die sich in diesem reinen Wasser spiegeln!«

»Und die Blumen, die halb erblüht auf der Oberfläche schwimmen,« antwortete Minha, »und die der Strom wie eine Wiege schaukelt.«

»Und diese langen Lianen, die sich in tollem Gewirr von einem Baum zum andern spannen!« setzte die junge Mulattin hinzu.

»Und kein Fragoso hängt dran!« setzte der Bräutigam Linas hinzu. »Immerhin ein nettes Früchtchen, das du da im Walde von Iquitos gepflückt hast!«

»Sehen Sie nur dieses einzige Früchtchen!« rief Lina spöttisch. »Ach! meine Herrin, welche großartigen Pflanzen!«

Mit diesen Worten zeigte Lina auf Nymphäen mit Blättern, deren Blumen und

Knospen wie Kokosnüsse groß waren.

Wo der überflutete Strand zum Vorschein kam, stand in Büscheln Mucumus-Rohr mit breiten Blättern, dessen elastische Stengel sich zur Seite biegen können, um einer Piroge Platz zu machen und sich hinter ihr zu schließen.

Das war für einen Jäger sehr verführerisch, denn eine ganze Welt von Wasservögeln schwirrte in diesem vom Strom bewegten Schilf.

Ibisse saßen wie Figuren von Grabdenkmälern auf alten, halb umgestürzten Stämmen. Graue Reiher standen unbeweglich auf einem Bein. Ernste Flamingos glichen von weitem rosafarbenen Sonnenschirmen, die unter dem Blätterdach aufgespannt waren, und viele andere Phoenikopteren aller Farben belebten dieses jetzt in einen Sumpf verwandelte Gebiet.

Im Wasser glitten lange schnelle Schlangen dahin, vielleicht einige jener furchtbaren Gymnoten oder Zitteraale, deren Schlag für Schlag wiederholte elektrische Entladungen den Menschen oder das stärkste Tier betäuben und schließlich töten.

Es galt hier auf der Hut zu sein, und vielleicht in noch höherm Maße vor den Sucurijus-Schlangen, die, um irgend einen Baumstamm gerollt, sich plötzlich abwickeln, ausstrecken, ihre Beute ergreifen und zermalmen unter den Ringen, die stark genug sind, einen Ochsen zu zerdrücken.

In den Wäldern des Amazonas hat man von diesen Reptilien Exemplare getroffen, die 30 bis 35 Fuß lang waren, ja nach Carrey sollen sogar welche die Länge von 47 Fuß und die Dicke eines Fasses erreicht haben!

Den ersten Schlägen eines sehr großen, stark gereizten Gymnotus würde man sich nicht ohne Gefahr aussetzen. Bekommt man zufällig einen Schlag, bevor der Fisch

verwundet oder durch lange Verfolgung erschöpft ist, so sind Schmerz und Betäubung so heftig, daß man sich von der Art der Empfindung gar keine Rechenschaft geben kann. Ich erinnere mich nicht, je durch die Entladung einer großen Leidner-Flasche eine so furchtbare Erschütterung erlitten zu haben, wie die, als ich unvorsichtigerweise beide Füße auf einen Gymnotus setzte, der eben aus dem Wasser gezogen worden war. Ich empfand den ganzen Tag heftigen Schmerz in den Knieen und fast in allen Gelenken. Will man den ziemlich auffallenden Unterschied zwischen der Wirkung der Volta'schen Säule und der elektrischen Fische genau beobachten, so muß man diese berühren, wenn sie sehr erschöpft sind. Die Zitterrochen und die Zitteraale verursachen dann ein Sehnenhüpfen vom Glied an, das die elektrischen Organe berührt, bis zum Ellbogen. Man glaubt bei jedem Schlag innerlich eine Schwingung zu empfinden, die zwei, drei Sekunden anhält, und der eine schmerzhafte Betäubung folgt. In der ausdrucksvollen Sprache der Tamanocos

heißt daher der Temblador Arimna das heißt, »der die Bewegung raubt ...« Während die Gymnoten für europäische Naturforscher Gegenstände der Vorliebe und des lebhaftesten Interesses sind, werden sie von den Eingeborenen gefürchtet und gehaßt. Ihr Muskelfleisch schmeckt allerdings nicht übel, aber der Körper besteht zum größten Teil aus dem elektrischen Organ, und dieses ist schmierig und von unangenehmem Geschmack; man sondert es daher auch sorgfältig vom Uebrigen ab. Zudem schreibt man es vorzüglich den Gymnoten zu, daß die Fische in den Sümpfen und Teichen des Blanos so selten sind. Sie töten ihrer viel mehr, als sie verzehren, und die Indianer erzählten uns, wenn man in sehr starken Netzen junge Krokodile und Zitteraaale zugleich fange, so sei an letzteren nie eine Verletzung zu bemerken, weil sie die jungen Krokodile lähmen, bevor diese ihnen etwas anhaben können. Alle Bewohner des Wassers fliehen die Gemeinschaft der Zitteraaale. Eidechsen, Schildkröten und Frösche suchen Sümpfe

auf, wo sie vor jenen sicher sind. Bei Uritucu mußte man einer Straße eine andere Richtung geben, weil die Zitteraale sich in einem Fluß so vermehrt hatten, daß sie alle Jahre eine Menge Maultiere, die belastet durch den Fluß wateten, umbrachten.

Wenn sich eine solche Sucuriju-Schlange auf die Jangada gewälzt hätte, so wäre sie ebenso zu fürchten gewesen wie ein Kaiman!

Glücklicherweise hatten die Reisenden weder mit den Gymnoten noch mit den Schlangen einen Kampf zu bestehen, und die Fahrt durch den überschwemmten Wald, die etwa zwei Stunden dauerte, verlief ohne Zwischenfall.

Drei Tage vergingen. Man näherte sich jetzt Manaos. 24 Stunden noch, und die Jangada würde an der Mündung des Rio Negro sein vor dieser Hauptstadt der Amazonenprovinz.

Am 23. August, um 5 Uhr abends, machte sie an der Nordspitze der Insel Muras am rechten Stromufer Halt. Sie brauchte, um zum Hafen zu gelangen, nur ein paar Meilen schrägen Kurs zu fahren.

Aber da die Nacht nahe war, wollte mit Recht der Lotse Araujo die Fahrt an diesem Tage nicht machen. Die drei Meilen, die noch zurückzulegen waren, erheischten eine dreistündige Fahrt, und um den Lauf des Stromes zu queren, mußte man vor allem gut sehen können.

An diesem Tage wurde das Diner, das das letzte dieses ersten Teils der Reise sein sollte, mit gewisser Feierlichkeit serviert. Man hatte die Hälfte des Amazonenstromes glücklich hinter sich – das verlohrte wohl der Mühe, ein solennes Festessen zu veranstalten. Es wurde ausgemacht, auf das Wohl des Rio das Amazonas ein paar Gläser jenes edlen Liqueurs zu trinken, den die Weinberge von Porto oder Setubal bescheren.

Dies sollte zugleich das Verlobungsmahl für Fragoso und die reizende Lina sein. Das Festessen für Manuel und Minha hatte schon vor einigen Wochen in der Fazenda von Iquitos stattgefunden. Nach dem jungen Herrn und der jungen Herrin war die Reihe an diesem treuen Paare, mit dem sie durch so viele Bande der Dankbarkeit verknüpft waren.

In dieser biedern Familie nahmen Lina, die im Dienst ihrer Herrin bleiben sollte, und Fragoso, der in den Dienst bei Manuel Valdez treten sollte, an der gemeinsamen Tafel Platz und sogar an dem für sie reservierten Ehrenplatze.

Torres nahm natürlich auch an dieser Mahlzeit teil, die der Küche der Jangada alle Ehre machte.

Der Abenteurer saß Joam Garral gegenüber, der wie immer schweigsam war, und hörte ebenfalls nur auf das, was gesprochen wurde, ohne sich an der Unterhaltung zu

beteiligen. Benito beobachtete ihn aufmerksam, ohne sich's merken zu lassen.

Der Blick dieses Mannes, der beständig auf Joam Garral ruhte, hatte einen eigenartigen Glanz, wie etwa der eines Raubtiers, das seine Beute faszinieren will, ehe es sich auf sie stürzt.

Manuel unterhielt sich fast nur mit dem jungen Mädchen. Ab und zu fiel sein Auge auch auf Torres, aber im Grunde hatte er sich mit dieser Lage abgefunden, die, wenn auch nicht in Manaos, doch sicherlich in Belem ein Ende nehmen würde.

Die Mahlzeit war fröhlich. Lina sorgte mit ihrem guten Humor für lebendige Stimmung, Fragoso mit seinen Scherzen unterstützte sie. Padre Passanha betrachtete heiter diese kleine Welt, die er innig liebte, und diese beiden jungen Paare, die seine Hand mit dem Wasser von Para bald einsegnen sollte.

»Essen Sie tüchtig, Padre!« sagte Benito, der sich schließlich an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte. »Lassen Sie sich dieses Verlobungssessen schmecken! Sie müssen gut bei Kräften sein, wenn es gilt, so viel Trauungen auf einmal zu feiern!«

»Ei, mein liebes Kind,« antwortete Padre Passanha, »bring uns nur ein hübsches, ehrsames Mädchen, das dir gut ist, und du sollst sehen, ob ich es nicht fertig bringe, auch Euch beide noch zu trauen!«

»Gut gesprochen, Padre!« rief Manuel.
»Wir wollen auf baldige Hochzeit Benitos trinken!«

»Wir werden in Belem für ihn eine junge schöne Braut suchen,« sagte Minha, »und dann wird er es machen müssen wie alle andern!«

»Auf die Hochzeit Signor Benitos!« rief Fragoso, der es am liebsten gesehen hätte, wenn die ganze Welt mit ihm zusammen an den Altar getreten wäre.

»Recht haben sie, mein Sohn,« sagte Yaquita. »Auch ich trinke auf deine Hochzeit, und mögest du ebenso glücklich werden, wie Minha und Manuel es sein werden und wie ich es an deines Vaters Seite gewesen bin!«

»Und wie sie es immer sein werden, hoffentlich,« sagte jetzt Torres, indem er ein Glas Porto trank, ohne irgend wem Bescheid zu tun. »Jeder hier hat sein Glück in der Hand.«

Niemand hätte sagen können, wie es kam – aber dieser Wunsch des Abenteurers machte einen verstimmenden Eindruck.

Torres empfand das und wollte diese Wirkung aufheben.

»Wir wollen sehen, Padre,« sagte er, »ob nicht noch, solange wir hier sind, sich ein paar Pärchen auf der Jangada zusammenbringen lassen.«

»Ich glaube nicht,« antwortete Padre Passanha. »Sie sind vermutlich nicht verheiratet.«

»Nein, ich bin und war stets Junggesell.«

Benito und Manuel glaubten wahrzunehmen, daß bei diesen Worten Torres nach dem jungen Mädchen hin sah.

»Und was sollte Sie hindern, sich zu verheiraten?« versetzte Padre Passanha. »In Belem könnten Sie eine Frau finden, deren Alter dem Ihrigen entspräche, und es wäre Ihnen vielleicht möglich, eine feste Stellung in der Stadt zu finden. Das wäre besser als das unstäte Leben, von dem Sie bisher nicht viel Vorteil gehabt haben.«

»Sie haben recht, Padre!« antwortete Torres. »Ich sage nicht Nein. Uebrigens wirkt das Beispiel ansteckend. Wenn man so viel Brautpaare sieht, bekommt man Lust zum Heiraten! Aber ich bin ganz fremd in Belem und infolgedessen dürften sich, wenn ich nicht besonders Glück hätte,

meiner Niederlassung dort erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellen.«

»Woher sind Sie denn?« fragte Fragoso, der noch immer den Gedanken hatte, daß er Torres schon irgend wo früher gesehen haben müsse.

»Aus der Provinz Minas Geraës.«

»Und sind geboren?«

»In der Hauptstadt des Diamantendistrikts selbst, in Tijuco.«

Wer in diesem Augenblicke Joam Garral beobachtet hätte, wäre fast entsetzt gewesen über die Starrheit des Blickes, mit dem er dem stechenden Blicke des Abenteurers begegnete.

Zweites Kapitel.Alte Geschichten

Aber Fragoso setzte ohne Unterbrechung das Gespräch mit den Worten fort:

»Wie! Sie sind aus Tijuco, aus der Hauptstadt des Diamantendistrikts selbst?«

»Ja!« sagte Torres. »Stammen Sie vielleicht selbst aus dieser Provinz?«

»Nein, ich bin aus den Provinzen am Strande des Atlantischen Ozeans im Norden Brasiliens,« antwortete Fragoso.

»Sie kennen dieses Diamantenland wohl nicht, Herr Manuel?« fragte Torres.

Ein Kopfschütteln des jungen Mannes war die ganze Antwort.

»Und auch Sie, Herr Benito,« wandte sich Torres an den jungen Garral, den er

augenscheinlich in dieses Gespräch hineinziehen wollte, »Sie haben auch noch nie das Verlangen gehabt, sich diesen Diamanten-Distrikt anzusehen?«

»Nein,« antwortete Benito trocken.

»Ach, ich hätte dieses Land gern einmal gesehen!« rief Fragoso, der, ohne es zu wollen, hiermit Torres zu Hilfe kam, »ich hätte sicher über kurz oder lang einen Diamanten von großem Wert gefunden!«

»Und was hättest du mit diesem wertvollen Diamanten gemacht, Fragoso?« fragte Lina.

»Verkauft hätte ich ihn!«

»Dann wärest du jetzt reich?«

»Sehr reich!«

»Nun, wenn du vor drei Wochen bloß reich gewesen wärest, hättest du nicht die Idee mit der Liane gehabt ...«

»Und in diesem Falle,« rief Fragoso, »wäre nicht die reizende, kleine Frauensperson gekommen und hätte mich – ei, ganz entschieden, der liebe Gott hat es so gut gemacht.«

»Sehen Sie, lieber Fragoso,« sagte Minha, »weil Sie so meine liebe Lina zur Frau bekommen! Einen Diamanten für einen andren, Sie verlieren nicht bei dem Tausch.«

»Wieso, Fräulein Minha,« rief Fragoso galant, »ich gewinne im Gegenteil dabei!«

Torres wollte jedesfalls dieses Gesprächsthema nicht fallen lassen, denn er begann wieder:

»In Tijuco ist in der Tat mancher plötzlich reich geworden, aber das hat auch manchem den Kopf verdreht! Haben Sie noch nicht von dem berühmten Diamanten von Abante gehört, dessen Wert auf über zwei Millionen Kontos Reis 7 Milliarden 500 Millionen Francs nach der ohne

Zweifel stark übertriebenen Schätzung von Romé del'Isle. geschätzt worden ist? Die Minen von Brasilien haben diesen Stein gezeitigt, der eine Unze wog. Und drei Verurteilte – ja! Drei zu lebenslänglichem Exil Verurteilte haben ihn durch Zufall im Fluß von Abante 90 Meilen von Serro do Frio, gefunden!«

»Da war mit einem Schlage ihr Glück gemacht?« fragte Fragoso.

»Ei nein!« antwortete Torres. »Der Diamant wurde dem Generalgouverneur ausgehändigt. Da der Wert des Steines erkannt worden war, ließ ihn König Johann VI. von Portugal durchbohren und trug ihn bei großen Feierlichkeiten am Halse. Die Verurteilten wurden begnadigt, das war alles. Geriebene Kerle hätten dabei schon ihren Vorteil sich zu sichern verstanden!«

»Wie Sie zum Beispiel?« fragte Benito trocken.

»Ja ... wie ich! Warum nicht?« antwortete Torres. »Haben Sie jemals den Diamanten-Distrikt besucht?« setzte er hinzu, sich diesmal an Joam Garral wendend.

»Niemals,« antwortete Joam und sah Torres an.

»Das ist bedauerlich,« fuhr dieser fort, »und Sie sollten eines Tages diese Reise machen. Sehr interessant, versichre ich Ihnen! Der Diamanten-Distrikt ist eine Enklave in dem riesigen Kaiserreich Brasilien, etwas wie ein Park von 12 Meilen Umfang, und durch die Bodenbeschaffenheit, die Vegetation und die von hohen Bergen umschlossenen Sandgebiete sehr verschieden von der Provinz ringsum. Aber wie ich Ihnen gesagt habe, ist dies das reichste Fleckchen der Welt, von 1807 bis 1817 betrug die jährliche Produktion etwa 18 000 Karat? Der Karat = 212 Milligramm. Ja, da war was zu machen, nicht nur für die Gräber, die die kostbaren Steine bis in die Gipfel der Berge hinauf suchten, sondern auch für die Schmuggler, die sie paschten! Jetzt ist

die Sache nicht mehr so leicht, und die 2000 Schwarzen, die von der Regierung zur Minenarbeit verwendet werden, müssen schon Wasserläufe ableiten, um den Diamantenstaub daraus zu heben. Das war früher bequemer.«

»In der Tat,« sagte Fragoso, »da ist die gute Zeit vorbei.«

»Aber was immer noch leicht ist, das ist, sich den Diamant auf verbrecherische Weise zu verschaffen, will sagen durch Diebstahl. Im Jahre 1826 – ich war damals acht Jahre alt – ereignete sich in Tijuco selber ein furchtbares Drama, welches zeigt, daß die Verbrecher vor nichts zurückschrecken, wenn sie durch einen kühnen Streich ein Vermögen gewinnen wollen. Aber das interessiert Sie ohne Zweifel nicht.«

»Im Gegenteil, Torres, fahren Sie fort,« antwortete Joam Garral mit seltsam ruhiger Stimme.

»Meinetwegen,« fuhr Torres fort. »Es handelte sich darum, Diamanten zu stehlen, und eine Handvoll solcher niedlicher Steine ist manchmal eine Million, manchmal zwei wert!«

Und Torres, dessen Gesicht die niedrigsten Regungen der Begierde ausdrückte, machte fast unwillkürlich eine sehr bezeichnende Gebärde, indem er die Hand öffnete und schloß.

»Folgendermaßen trug sich das zu,« erzählte er weiter. »In Tijuco besteht der Brauch, nur einmal im Jahre die gesammelten Diamanten zu expedieren. Sie werden in zwei Sorten geteilt nach ihrer Größe, nachdem man sie mittels 12 Sieben, die ungleiche Löcher haben, gesondert hat. Diese zwei Sorten werden in Säcke getan und nach Rio de Janeiro geschafft. Da sie aber einen Wert von mehreren Millionen haben, können Sie sich wohl denken, daß sie gut eskortiert werden. Ein vom Verwalter ausgesuchter Beamter, vier Soldaten zu Pferde vom Regiment der

Provinz und 10 Mann zu Fuß, bilden die Bedeckung. Sie gehen zuerst nach Villa-Rica, wo der Generalkommandant sein Siegel auf die Säcke drückt, und der Konvoi setzt den Weg nach Rio de Janeiro fort. Ich füge hinzu, daß vorsichtshalber dieser Aufbruch völlig geheim gehalten wird. Im Jahre 1826 nun ersann ein junger Angestellter namens Dacosta, der höchstens 22 bis 23 Jahre alt war und seit einigen Jahren in den Bureaus des Generalgouverneurs arbeitete, den folgenden Streich. Er verständigte sich mit der Schmugglerbande und teilte ihnen den Tag mit, an dem der Konvoi aufbrach. Diese Missetäter, die in der Ueberzahl und gut bewaffnet waren, taten nun ihre Schritte. Jenseits von Villa Rica fiel in der Nacht vom 22. Januar die Bande unvermutet über die Soldaten, die die Diamanten eskortierten, her. Sie verteidigten sich tapfer, wurden aber niedergemacht, bis auf einen, der, obwohl schwer verwundet, entflohen konnte, und von dem furchtbaren Ueberfall Bericht erstattete. Der Angestellte, der sie führte,

wurde ebenso wenig verschont, wie die Soldaten der Eskorte. Er fiel unter den Schüssen der Verbrecher, wurde weggeschleppt und jedesfalls in irgend einen Abgrund geworfen, denn sein Leichnam wurde nicht gefunden.«

»Und jener Dacosta?« fragte Joam Garral.

»Je nun, sein Verbrechen brachte ihm keinen Nutzen. Infolge verschiedener Umstände fiel der Verdacht sofort auf ihn. Er wurde angeklagt, diese ganze Sache eingefädelt zu haben. Vergebens behauptete er, unschuldig zu sein. Seine Stellung ermöglichte es ihm, genau den Tag zu kennen, an dem der Aufbruch des Konvoi stattfinden sollte. Er allein konnte die Verbrecherbande benachrichtigt haben. Er wurde angeklagt, verhaftet, prozessiert und zum Tode verurteilt. Eine derartige Verurteilung bedingte eine Hinrichtung innerhalb 24 Stunden.«

»Der Unglückliche wurde also hingerichtet?« fragte Fragoso.

»Nein,« antwortete Torres. »Er war in das Gefängnis von Villa Rica gebracht worden, und in der Nacht, wenige Stunden noch vor der Hinrichtung – ob er nun allein handelte oder von mehreren seiner Helfershelfer unterstützt wurde – gelang es ihm, zu entfliehen.«

»Seitdem hat man nichts mehr von diesem Manne gehört?« fragte Joam Garral.

»Nichts mehr!« antwortete Torres. »Er wird Brasilien verlassen haben und führt jetzt ohne Zweifel ein frohes Leben von dem Ertrag des Diebstahls, den er jedesfalls zu verwerten gewußt hat.«

»Möge er im Gegenteil ein Jammerdasein geführt haben!« antwortete Joam Garral.

»Und möge Gott Reue über sein Verbrechen in ihm erweckt haben!« setzte Padre Passanha hinzu.

In diesem Augenblick hatte die Gesellschaft sich erhoben. Die Mahlzeit war beendet,

und alle gingen hinaus, um die Abendluft zu atmen. Die Sonne senkte sich dem Horizont zu, aber eine Stunde mußte es noch währen, bis es Nacht wurde.

»Solche Geschichten sind nicht amüsant,« sagte Fragoso, »und unser Verlobungsdiner hatte besser angefangen!«

»Aber daran sind Sie schuld, Signor Fragoso,« antwortete Lina.

»Wieso ich?«

»Freilich! Du hast immer wieder von dem Distrikt und den Diamanten angefangen, wo wir doch damit gar nichts zu tun haben.«

»Das stimmt allerdings!« antwortete Fragoso, »aber ich dachte doch nicht, daß das zu so etwas führen würde!«

»Du bist also der Hauptschuldige.«

»Und bin auch am schwersten bestraft worden, da ich dich beim Nachtisch nicht

habe lachen hören!«

Die ganze Familie ging jetzt nach dem Vorderteil der Jangada. Ohne zu sprechen, gingen Manuel und Benito nebeneinander her.

Ebenso schweigsam, folgten ihnen Yaquita und ihre Tochter, und alle verspürten eine unerklärliche Traurigkeit, wie wenn sie eine ernste Gefahr im Herannahen gesehen hätten.

Torres verhielt sich in der Nähe Joam Garrals, der mit gebeugtem Haupte in tiefe Gedanken versunken zu sein schien.

Jetzt legte er ihm die Hand auf die Schulter.

»Joam Garral,« sagte er, »kann ich Sie auf eine Viertelstunde sprechen?«

Joam Garral sah Torres an.

»Hier?« antwortete er.

»Nein! Unter vier Augen!«

»Kommen Sie!«

Beide gingen nach dem Hause und traten hinein. Die Tür schloß sich hinter ihnen.

Es wäre schwierig zu beschreiben, was jeder empfand, als Joam Garral und Torres weggegangen waren. Was konnte zwischen diesem Abenteurer und dem ehrbaren Fazendero von Iquitos für ein Verhältnis bestehen? Es war wie die Drohung eines furchtbaren Unglücks, das über dieser ganzen Familie zu schweben schien.

Niemand wagte zu fragen.

»Manuel,« sagte Benito, ergriff den Arm seines Freundes und zog ihn mit sich, »was auch kommen mag, morgen in Manaos verläßt dieser Mensch die Jangada!«

»Ja! – Unbedingt!« antwortete Manuel.

»Und wenn durch ihn – ja! durch ihn, meinem Vater ein Unglück geschieht dann töt' ich ihn!«

Drittes Kapitel.Auge in Auge

Allein in diesem Gemach, wo niemand sie sehen und hören konnte, sahen sich Joam Garral und Torres eine Zeitlang an, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Zögerte der Abenteurer zu sprechen?
Begriff er, daß Joam Garral auf das
Ansuchen, das ihm gestellt würde, nur mit
einem verächtlichen Stillschweigen
antworten würde?

Ohne Zweifel! Daher fragte auch Torres nicht erst, sondern trat von vornherein mit Behauptungen auf und stellte sich auf den Standpunkt eines Anklägers.

»Joam Garral,« sagte er, »Sie heißen nicht Garral, sondern Dacosta.«

Als Torres ihm diesen verbrecherischen Namen gab, vermochte Joam Garral ein leichtes Erschauern nicht zu unterdrücken, aber er antwortete nichts.

»Sie sind Joam Dacosta,« fuhr Torres fort, »und waren vor 23 Jahren in den Bureaus des Generalgouverneurs von Tijuco angestellt. Sie sind es, der in dieser Raub- und Mord-Affaire verurteilt wurde.«

Keine Antwort. Joam Garrals seltsame Ruhe mußte den Abenteurer verwundern. Täuschte sich dieser, indem er seinen Wirt anklagte? Nein! Denn Joam Garral sah nicht empor bei dieser furchtbaren Beschuldigung. Jedesfall fragte er sich, wo Torres wohl hinauswolle.

»Joam Dacosta,« fuhr dieser fort, »ich wiederhole es, Sie sind derjenige, der in jener Diamantensache verfolgt, des Verbrechens überführt und zum Tode verurteilt wurde und dann wenige Stunden vor der Hinrichtung aus dem Gefängnis von Villa Rica entrann. Wollen Sie antworten?«

Ein langes Schweigen folgte dieser direkten Frage. Noch immer schwieg Joam Garral. Seine Ellbogen ruhten auf einem Tischchen,

und ohne den Kopf zu senken, sah er seinen Ankläger fest an.

»Werden Sie antworten?« wiederholte Torres.

»Was für eine Antwort erwarten Sie von mir?« fragte Joam Garral einfach.

»Eine Antwort,« versetzte Torres langsam, »die mich davon abhält, den Polizeichef von Manaos zu holen und ihm zu sagen: Ein Mann ist hier, dessen Identität leicht festzustellen sein wird, der selbst nach 30jähriger Abwesenheit wiederzuerkennen ist, und dieser Mann ist der Anstifter des Diamantendiebstahls von Tijuco, der Helfershelfer der Mörder der militärischen Eskorte, es ist der Verurteilte, der sich der Vollstreckung entzogen hatte, es ist Joam Garral, dessen wahrer Namen Joam Dacosta ist.«

»Also,« sagte Joam Garral, »hätte ich nichts von Ihnen zu fürchten, Torres, wenn ich Ihnen die Antwort gäbe, die Sie erwarten?«

»Nichts, denn dann hätten weder Sie noch ich ein Interesse daran, von dieser Sache zu reden.«

»Weder Sie noch ich?« antwortete Joam Garral. »Mit Geld kann ich also Ihr Schweigen nicht erkaufen?«

»Nein, was für eine Summe Sie mir auch bieten mögen!«

»Was wollen Sie dann?«

»Joam Garral,« antwortete Torres, »dies ist mein Vorschlag. Antworten Sie nicht voreilig mit einer runden Weigerung und denken Sie daran, daß Sie in meiner Gewalt sind.«

»Wie lautet dieser Vorschlag?« antwortete Joam Garral.

Torres sammelte sich einen Augenblick. Die Haltung dieses Schuldigen, dessen Leben er in der Hand hielt, war wohl dazu angetan, ihn zu überraschen. Er war auf

einen heftigen Ausbruch, auf Bestürmungen und Tränen gefaßt gewesen. Vor ihm stand ein Mann, der der schwersten Verbrechen überführt worden war, und dieser Mann blieb völlig ruhig.

Torres kreuzte die Arme und sagte:

»Sie haben eine Tochter, diese Tochter gefällt mir, und ich will sie zur Frau haben.«

Ohne Zweifel war Joam Garral von seiten dieses Menschen auf alles gefaßt, und diese Forderung brachte ihn nicht im geringsten aus der Ruhe.

»Mithin,« sagte er, »will der ehrbare Torres in die Familie eines Diebes und Mörders eintreten?«

»Ich bin alleiniger Richter über das, was mir zu tun beliebt,« antwortete Torres. »Ich will der Schwiegersohn Joam Garrals werden und werde es.«

»Sie vergessen aber, Torres, daß meine Tochter Manuel Valdez heiraten wird.«

»Sie lösen eben das Verhältnis mit Manuel Valdez.«

»Und wenn meine Tochter sich weigert?«

»Sie werden ihr alles sagen und – ich kenne sie – sie wird sich fügen,« antwortete Torres unverschämt.

»Alles?«

»Alles, wenn es sein muß. Vor die Wahl gestellt zwischen ihrer eigenen Neigung und der Ehre ihrer Familie, dem Leben ihres Vaters, wird sie nicht zaudern.«

»Sie sind ein recht erbärmlicher Schuft, Torres!« sagte ruhig Joam Garral, den die Kaltblütigkeit nicht verließ.

»Ein Schuft und ein Mörder passen zusammen und werden sich verstehen.«

Bei diesen Worten erhob sich Joam Garral und trat auf den Abenteurer zu, ihm fest ins Gesicht sehend.

»Torres,« sagte er, »wenn Sie verlangen, in die Familie Joam Dacostas aufgenommen zu werden, so wissen Sie, daß Joam Dacosta unschuldig ist an dem Verbrechen, wegen dessen er verurteilt worden ist.«

»Was Sie sagen!«

»Und ich setze hinzu,« fuhr Joam Garral fort, »in diesem Falle besitzen Sie den Beweis für seine Unschuld und behalten es sich vor, seine Unschuld an dem Tage zu verkünden, wo Sie der Mann seiner Tochter geworden sind!«

»Spielen wir mit offenen Karten, Joam Garral,« erwiderte Torres mit gesenkter Stimme, »und wenn Sie mich gehört haben, werden wir sehen, ob Sie mir noch Ihre Tochter zu versagen wagen.«

»Ich höre, Torres.«

»Nun ja,« sagte der Abenteurer, mit den Worten zögernd, ganz, als täte es ihm leid, daß er sie von den Lippen lassen müsse, »ja, Sie sind unschuldig! Ich weiß es, denn ich kenne den wahren Schuldigen und bin imstande, Ihre Unschuld zu beweisen.«

»Und der Elende, der das Verbrechen begangen hat ...?«

»Ist tot!«

»Tot!« rief Joam Garral, der bei diesem Wort wider Willen erblaßte, gleich als sei ihm alle Möglichkeit, sich je zu rechtfertigen, genommen.

»Tot!« antwortete da Torres, »aber dieser Mann, den ich lange Zeit nach dem Verbrechen gekannt habe, ohne zu wissen, daß er ein Verbrecher sei, hat mit eigner Hand einen ausführlichen Bericht über diese Diamantengeschichte geschrieben, um sie bis in die geringsten Einzelheiten zu überliefern. Als er sein Ende herannahen fühlte, ergriff ihn die Reue. Er wußte,

wohin Joam Dacosta geflüchtet war, unter welchem Namen der Unschuldige ein neues Leben begonnen hatte. Er wußte, daß er reich war, daß eine glückliche Familie ihn umgab, aber er wußte auch, daß ihm selber das Glück fehlen mußte. Nun, dieses Glück wollte er ihm wiedergeben, indem er ihm den guten Namen, auf den der Unschuldige ein Anrecht hatte, zurückerstattete. Aber der Tod kam ... er beauftragte mich, seinen Kameraden, da er selbst es nicht mehr ausführen konnte – er übergab mir die Beweise für die Unschuld Dacostas, damit ich sie ihm bringen sollte, und starb.«

»Den Namen dieses Mannes!« rief Joam Garral in einem Tone, dem er nicht mehr Gewalt anzutun vermochte.

»Den werden Sie erfahren, wenn ich zu Ihrer Familie gehöre!«

»Und die Schrift?«

Joam Garral hätte sich auf Torres werfen können, um ihn zu durchsuchen und ihm

den Beweis für seine Unschuld zu entreißen.

»Die Schrift ist wohl verwahrt,« antwortete Torres, »und Sie erhalten sie erst, wenn Ihre Tochter meine Frau ist. Verweigern Sie sie mir noch?«

»Ja,« erwiderte Joam Garral, »aber wenn Sie mir diese Schrift geben, gehört mein halbes Vermögen Ihnen.«

»Die Hälfte Ihres Vermögens!« rief Torres. »Ich nehme es an unter der Bedingung, daß es Minhas Mitgift ist.«

»Und auf diese Weise ehren Sie den Willen eines Sterbenden, eines Verbrechers, den die Reue gerührt hat und der Ihnen aufgetragen hat, soviel an ihm war, die Untat, die er verübt hatte, wieder gut zu machen!«

»Auf diese Weise!«

»Nochmals, Torres!« rief Joam Garral. »Sie sind ein großer Schuft.«

»Mag sein.«

»Und da ich kein Verbrecher bin, so passen wir nicht zusammen und werden uns nicht verstehen.«

»Also weisen Sie mich ab?«

»Ein für allemal.«

»Dann ist es Ihr Ruin, Joam Garral. Bei der bereits angestellten Untersuchung spricht alles für Ihre Schuld. Sie sind zum Tode verurteilt, und Sie wissen, bei Verurteilungen von Verbrechen dieser Art besitzt die Regierung kein Recht, die Strafe in eine andere umzuwandeln. Wenn ich Sie anzeige, werden Sie verhaftet! Sind Sie verhaftet, werden Sie hingerichtet – und ich zeige Sie an.«

So sehr Joam Garral Herr über sich selber war, vermochte er sich nicht mehr zu

bezwingen. Er wollte über Torres herfallen.

Eine Gebärde dieses Schurken dämpfte seine große Wut.

»Nehmen Sie sich in acht,« sagte Torres,
»Ihre Frau weiß nicht, daß sie die Frau Joam Dacostas ist, Ihre Kinder wissen nicht, daß Sie die Kinder Joam Dacostas sind, und Sie werden es verraten!«

Joam Garral blieb stehen. Er gewann alle Herrschaft über sich selbst wieder, und seine Züge hatten wieder ihre gewohnte Ruhe.

»Diese Unterredung hat schon zu lange gedauert,« sagte er, nach der Tür gehend, »ich weiß, was mir zu tun bleibt!«

»Nehmen Sie sich in acht, Joam Garral!« sagte ein letztes Mal Torres, der nicht glauben konnte, daß sein schändliches Ansuchen abgeschlagen war.

Joam Garral gab ihm keine Antwort. Er stieß die Tür auf, die nach der Veranda führte, gab Torres ein Zeichen, ihm zu folgen, und alle beide gingen nach dem Mittelteil der Jangada, wo die Familie beisammen war.

Benito, Manuel und alle andern hatten unterm Eindruck tiefer Besorgnis sich erhoben.

Sie konnten wahrnehmen, daß Torres ein drohendes Wesen hatte und seine Augen vor Wut funkelten.

Dagegen fiel es außerordentlich auf, daß Joam Garral völlig Herr über sich war, ja lächelte.

Beide blieben vor Yaquita und den Ihren stehen. Niemand wagte sie anzureden.

Torres brach dieses peinliche Schweigen, indem er in dumpfem Tone und mit seiner gewohnten Unverschämtheit sagte:

»Ein letztes Mal, Joam Garral, fordere ich von Ihnen eine letzte Antwort!«

»Dies ist meine Antwort!«

»Yaquita,« sagte er, »besondere Umstände zwingen mich, in unseren Abmachungen betreffs der Hochzeit Minhas und Manuels eine Aenderung vorzunehmen.«

»Endlich!« rief Torres.

Ohne ihm zu antworten, ließ Joam Garral einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Abenteurer fallen.

Aber bei diesen Worten fühlte Manuel sein Herz zum Zerspringen schlagen. Ganz bleich, hatte das junge Mädchen sich erhoben, als suche sie Hilfe bei ihrer Mutter.

Yaquita öffnete ihr die Arme, um sie zu schützen, sie zu verteidigen.

»Mein Vater!« rief Benito, der zwischen Joam Garral und Torres getreten war, »was

willst du damit sagen?«

»Ich will damit sagen,« antwortete Joam Garral, die Stimme erhebend, »daß es zu lange wäre, wollten wir mit der Trauung Minhas und Manuels bis zu unserer Ankunft in Para warten! Die Trauung wird hier und zwar gleich morgen stattfinden, auf der Jangada, durch Padre Passanha, wenn nach einer Rücksprache, die ich mit Manuel nehmen werde, er nicht einer andern Meinung sein wird.«

»Mein Vater! – mein Vater!« rief der junge Mann.

»Warte noch, ehe du mich so nennst, Manuel,« antwortete Joam Garral im Tone unsäglichen Leidens.

In diesem Moment warf Torres, der die Arme gekreuzt hatte, einen Blick bodenloser Frechheit über die ganze Familie.

»So ist dies Ihr letztes Wort?« fragte er, die Hand nach Joam Garral ausstreckend.

»Nein, es ist nicht mein letztes Wort.«

»Was dann?«

»Dies, Torres! Ich bin hier Herr! Sie werden, wenn es Ihnen gefällig ist, und auch, wenn es Ihnen nicht gefällig ist, die Jangada in diesem Augenblick verlassen!«

»Ja, im Augenblick!« rief Benito. »Oder ich werfe Sie über Bord!«

Torres zuckte die Achseln.

»Keine Drohungen!« sagte er. »Die sind unnütz. Es paßt mir selber, zu gehen und zwar unverzüglich. Aber Sie denken noch an mich, Joam Garral! Wir werden uns binnen kurzem wiedersehen!«

»Wenn es nur auf mich ankäme,« antwortete Joam Garral, »würden wir uns eher, als Sie selber es wünschen, wiedersehen! Ich werde morgen bei dem

Gerichtsherrn Ribeiro, dem ersten Beamten der Provinz, sein. Er ist von meiner Ankunft in Manaos schon benachrichtigt. Wenn Sie es wagen, suchen Sie mich dort auf!«

»Beim Gerichtsherrn Ribeiro!« rief Torres, sichtlich aus der Fassung gebracht.

»Beim Gerichtsherrn Ribeiro,« antwortete Joam Garral.

Mit einer Gebärde tiefster Verachtung wies Joam Garral auf die Piroge und erteilte vier von seinen Leuten die Weisung, ihn unverzüglich nach dem nächsten Punkt der Insel zu bringen.

Der Erbärmliche verschwand endlich.

Noch zitternd, achtete die Familie das Schweigen ihres Oberhauptes.

Aber Fragoso, der den Ernst der Lage nur halb begriff und sich von seinem

gewohnten Frohsinn hinreißen ließ, trat zu Joam Garral.

»Wenn morgen Fräulein Minha und Herr Manuel auf der Jangada getraut werden –«

»Wird gleichzeitig Ihre Trauung stattfinden, mein Freund,« unterbrach ihn Joam Garral mit Milde.

Dann winkte er Manuel und trat mit ihm in das Zimmer.

Die Unterhaltung Joam Garrals und Manuels dauerte eine halbe Stunde, die der Familie wie ein Jahrhundert dünkte.

Endlich öffnete sich die Tür wieder.

Manuel kam allein heraus.

Seine Augen strahlten von edelsinnigem Entschluß.

Er trat zu Yaquita und sagte: »Meine Mutter!« und zu Minha: »Meine Frau!« und zu Benito: »Mein Bruder!«

Dann wandte er sich zu Lina und Fragoso und sagte zu allen:

»Auf morgen!«

Er wußte alles, was zwischen Joam Garral und Torres vorgegangen war. Er wußte, daß Joam Garral auf die Unterstützung des Richters Ribeiro rechnete. Ohne Wissen der Seinen hatte Joam Garral mit diesem seit einem Jahre korrespondiert und ihn endlich aufzuklären und von seiner Unschuld zu überzeugen vermocht.

Er wußte, daß Joam Garral entschlossen diese Reise nur zu dem einzigen Zweck unternommen hatte, um eine Wiederaufnahme des Verfahrens, dem er zum Opfer gefallen war, zu erzielen, um auf seinem Schwiegersohn und seiner Tochter nicht die Last der furchtbaren Lage ruhen zu lassen, die er so lange für sich hatte dulden müssen und können!

Ja, Manuel wußte alles dies, aber er wußte auch, daß Joam Garral oder vielmehr Joam

Dacosta unschuldig war, daß sein Unglück selber ihm diesen Mann teurer und heiliger gemacht hatte.

Was er nicht wußte, war, daß der tatsächliche Beweis für die Unschuld des Fazendero vorhanden war, und daß er sich in Torres' Händen befand.

Joam Garral hatte die Benutzung dieses Beweises dem Richter vorbehalten wollen: denn dieser Beweis mußte ihn von aller Schuld befreien, wenn der Abenteurer die Wahrheit gesagt hatte.

Manuel beschränkte sich darauf, mitzuteilen, daß er zu Padre Passanha gehen wolle, um ihn zu bitten, daß er für die zwei Trauungen alle Vorkehrungen treffen möge.

Am 24. August – es fehlte kaum noch eine Stunde an der für die Trauung festgesetzten Zeit – legte eine große Piroge, die vom linken Ufer des Stromes abgestoßen war, an der Jangada an.

Ein Dutzend Ruderer hatte das Boot schnell von Manaos hergeführt. Es trug ein paar Beamte und den Chef der Polizei, der sich auswies und an Bord stieg.

In diesem Augenblicke traten Joam Garral und die Seinen, zur Feier bereit, aus dem Hause.

»Joam Garral?« fragte der Polizeichef.

»Der bin ich.«

»Joam Garral,« fuhr der Beamte fort, »Sie hießen früher Joam Dacosta. Diese beiden Namen hat einundderselbe Mann geführt. Ich verhafte Sie.«

Bei diesen Worten waren Yaquita und Minha, starr vor Entsetzen, stehen geblieben und vermochten kein Glied zu röhren.

»Mein Vater ein Mörder!« rief Benito, der zu Joam Garral hinstürzen wollte.

Mit einem Wink gebot sein Vater ihm Schweigen.

»Ich werde mir nur eine Frage erlauben,« sagte Joam Garral mit fester Stimme zu dem Polizeichef. »Ist der Haftbefehl gegen mich, kraft dessen Sie mich verhaften, von dem Gerichtsherrn von Manaos, dem Richter Ribeiro, erlassen worden?«

»Nein,« antwortete der Polizeichef, »er ist mir mit dem Befehl, ihn auf der Stelle zu vollführen, von dem Nachfolger zugestellt worden. Der Richter Ribeiro erlitt gestern abend einen Schlaganfall und ist noch in der Nacht um zwei Uhr gestorben, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.«

»Tot!« rief Joam Garral, von dieser Nachricht auf einen Augenblick niedergeschmettert. »Tot! – Tot!«

Aber gleich darauf hob er den Kopf und wandte sich an seine Frau und seine Kinder.

»Der Richter Ribeiro,« sagte er, »wußte allein, daß ich unschuldig war, meine Lieben! Der Tod dieses Richters kann für mich verhängnisvoll werden, aber dies ist für mich noch kein Grund zu verzweifeln.«

Und indem er sich zu Manuel wandte, setzte er hinzu:

»Bei der Gnade Gottes! Jetzt muß es sich zeigen, ob die Wahrheit vom Himmel zur Erde herniederkommen kann!«

Der Polizeichef hatte seinen Beamten einen Wink gegeben, die vortraten, um Joam Garral festzunehmen.

»Aber so sprich doch, mein Vater!« rief Benito, wahnsinnig vor Verzweiflung. »Sag ein Wort, und wir verschaffen uns unser Recht, wenn's sein muß, mit Gewalt gegen dieses Versehen, dem du hier zum Opfer fällst!«

»Hier ist nicht die Rede von einem Versehen, mein Sohn!« antwortete sein

Vater. »Joam Dacosta und Joam Garral sind eine Person. Ich bin in der Tat Joam Dacosta! Ich bin der Ehrenmann, der aus richterlichem Irrtum vor 29 Jahren an Stelle des wahren Schuldigen unschuldig zum Tode verurteilt worden ist. Daß ich völlig unschuldig bin, meine Kinder, das schwöre ich vor Gott, ein für alle mal, bei Euerm und Eurer Mutter Haupt!«

»Jeder Verkehr zwischen Ihnen und den Ihren ist Ihnen verboten!« sagte setzt der Polizeichef. »Sie sind mein Gefangener, Joam Garral, und ich werde meinen Befehl in all seiner Strenge ausführen.«

Joam Garral beruhigte mit einer Handbewegung seine Kinder und seine entsetzten Diener.

»Laßt die menschliche Gerechtigkeit sich vollziehen,« sagte er, »und harret der göttlichen Gerechtigkeit!«

Hocherhobenen Hauptes stieg er in die Piroge.

Es schien in der Tat, als ob von allen, die dieser Szene beiwohnten, Joam Garral der einzige sei, den dieser so unvermutet herniedergezuckte Blitzschlag nicht niedergestreckt hatte.

Viertes Kapitel. Manaos

Die Stadt Manaos liegt genau auf 3 Grad 8 Minuten 4 Sekunden südlicher Breite und 67 Grad 27 Minuten westlicher Länge des Meridians von Paris, 420 Meilen von Belem und nur 10 Kilometer von der Mündung des Rio Negro entfernt.

Manaos ist nicht am Ufer des Amazonenstromes erbaut. Es liegt am linken Ufer des Rio Negro – des bedeutendsten und merkwürdigsten unter den Zuflüssen der großen brasilianischen Wasserader. Hier erhebt sich diese Hauptstadt der Provinz, mit ihren malerischen Privathäusern und öffentlichen Gebäuden das umliegende Gelände überragend.

Der Rio Negro, 1645 von dem Spanier Favella entdeckt, entspringt am Abhang der im Nordwesten zwischen Brasilien und Neu-Granada gelegenen Berge, im Herzen

der Provinz Popayan, und steht in Verbindung mit dem Orinoco durch zwei seiner Nebenflüsse, den Pimichim und den Cassiquiare.

Nach einem stolzen Laufe von 1700 Kilometern ergießt der Rio Negro in einer 1100 Klafter breiten Mündung sein schwarzes Wasser in den Amazonenstrom. Sein Lauf ist so rasch und gewaltig, daß er sich mehrere Meilen weit nicht mit dem Wasser des Hauptstroms mischt. An dieser Stelle erweitern sich die Ufer zu einer 15 Meilen weiten Bai, die sich bis zu den Anavithanas-Inseln erstreckt.

Dort an einem engen Einschnitt liegt der Hafen Manaos. Hier finden sich zahlreiche Schiffe zusammen, die einen ankern im Strom, wo sie einen günstigen Wind abwarten, die andern sind in Reparatur in den vielen Iguarapes oder Kanälen, die die Stadt durchschneiden, und ihr ein fast holländisches Gepräge verleihen.

Wenn hier erst Ankerplatz für Dampfschiffe ist – was bald der Fall sein wird – so muß in der Nähe des Zusammenflusses dieser beiden Ströme Manaos sich zu einem bedeutenden Handelsplatz entwickeln.

Manaos – mitten im Binnenlande – ist jetzt Seehafen und hat direkte Dampferverbindung mit Genua, Hamburg, Liverpool. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt 45 000. A. d. Ü.

Bauholz und Tischlerholz, Kakao, Kautschuk, Kaffee, Sarsaparille, Zuckerrohr, Indigo, Muskatnuß, Pökelfische, Schildkrötenbutter – diese verschiedenen Artikel können von hier aus auf zahlreichen Wasserstraßen nach allen Himmelsrichtungen hin transportiert werden: nach Norden und Westen auf dem Rio Negro, nach Süden und Westen auf dem Rio Madeira, und endlich auf dem Rio das Amazonas, der nach Osten bis zum Gestade des Atlantischen Ozeans fließt.

Die Lage dieser Stadt ist daher günstig wie selten eine und muß zu ihrem Aufblühen

ganz gewaltig beitragen.

Manaos hieß ehemals Mura, später Barra do Rio Negro. Als es seit 1826 die Hauptstadt der riesigen Amazonenprovinz geworden war, entlieh sie ihren neuen Namen einem Stamme jener Indianer, die ehemals die Gebiete von Zentral-Amerika bewohnt haben.

Mehrmals haben schlecht unterrichtete Reisende diese Stadt mit dem berühmten Manao verwechselt, einer Art phantastischer Stadt, die an dem sagenhaften Parima-See (augenscheinlich identisch mit dem obern Branco, einem kleinen Nebenflusse des Rio Negro) liegen soll.

Hier befand sich jenes Eldorado, das Reich, dessen Beherrsscher sich jeden Morgen, wenn man den Sagen des Landes Glaubenschenken soll, mit Goldstaub bedecken ließ, in solchem Ueberfluß war das kostbare Metall, das mit Schaufeln gesammelt

wurde, in diesem bevorzugten Lande vorhanden.

Aber die angestellten Untersuchungen mußten das Gegenteil darlegen, und der ganze angebliche Goldreichtum beschränkte sich auf das Vorhandensein zahlloser aber auch wertloser Glimmersteine, die die gierigen Blicke der Goldsucher genarrt hatten.

Manaos hat nichts von dem märchenhaften Glanz dieser mythologischen Hauptstadt des Eldorado. Es ist nur eine Stadt von etwa 5000 Einwohnern, unter denen man mindestens 3000 Beamte zählt.

Daher ist auch eine bestimmte Anzahl von Privathäusern zu Amtsgebäuden geworden: Gerichtsgebäude, Präsidentenpalais, Generalschatzkammer, Postamt, Zollamt, zu schweigen von einer höhern Schule, die 1848 gegründet wurde, und einem Hospital, das 1851 entstand.

Wenn man noch einen Friedhof erwähnt, der auf dem Ostabhang des Hügels liegt, wo 1669 gegen die Piraten des Amazonenstroms eine jetzt zerstörte Festung errichtet wurde, so weiß man alles, was die Stadt an bedeutenden Zivilgebäuden und Anlagen besitzt.

An religiösen Bauten sind nur zwei zu nennen: die kleine Kirche der Empfängnis Mariä und die Kapelle Unserer Mutter des Heils, die fast im freien Felde auf einem Manaos überragenden Hügel erbaut ist.

Das ist wenig für eine Stadt spanischen Ursprungs. Zu diesen beiden Kirchen muß jedoch noch ein Karmeliterkloster hinzugezählt werden, das 1850 in Brand geriet und von dem nur noch Trümmer vorhanden sind.

Die Bevölkerung von Manaos beträgt nicht mehr als die oben genannte Zahl und besteht neben den Beamten und Soldaten hauptsächlich aus portugiesischen Kaufleuten und Angehörigen der

verschiedenen Indianerstämme vom Rio Negro.

Drei ziemlich unregelmäßige Hauptstraßen durchqueren die Stadt; sie tragen Namen, die für dieses Land sehr charakteristisch sind: die Straße Gottes des Vaters – die Straße Gottes des Sohnes – die Straße Gottes des heiligen Geistes.

Gegen Westen zieht sich außerdem eine prachtvolle Allee von hundertjährigen Orangenbäumen hin, welche die Architekten voll Ehrfurcht verschonten, als sie aus der alten Stadt die neue Stadt machten.

Um diese Hauptstraßen schlängelt sich ein Netz nicht gepflasterter Gassen, die von vier Kanälen durchschnitten werden, über welche Holzübergänge führen.

Die verschiedenen Privatwohnungen muß man unter einigen hundert ziemlich rohen Häusern suchen, von denen die einen mit Ziegeln gedeckt, die andern mit

zusammengefügten Palmläppern überdacht sind.

Und was für Leute sieht man zur Spazierzeit aus den öffentlichen und Privatgebäuden herauskommen? Männer mit stolzen, hochnäsigem Gesichtern – schwarzem Rock, seidnem Hut, Lackstiefeln, hellfarbigen Handschuhen, Diamanten in der Krawatte, Frauen in großer, pomhaft überladener Toilette, Falbelroben, Hüten nach neuster Mode; endlich Indianer, die auch anfangen, sich zu europäisieren, um ja alles zu zerstören, was diesem mittlern Teil des Amazonenstroms an Lokalkolorit bleiben könnte.

Das ist Manaos, mit dem der Leser mit großen und ganzen wegen des weitern Verlaufs dieser Erzählung bekannt gemacht werden mußte.

Denn die so jäh und tragisch unterbrochene Reise der Jangada nahm hier in der Mitte der langen zurückzulegenden Fahrt ein plötzliches Ende, und hier sollten sich in

kurzer Zeit die Begebenheiten dieser geheimnisvollen Geschichte abspielen.

Fünftes Kapitel.Im ersten Augenblick

Die Piroge, die Joam Garral oder vielmehr Joam Dacosta wegführte – dieser Name muß ihm wieder gegeben werden – war kaum verschwunden, da trat Benito auf Manuel zu.

»Was weißt du?« fragte er ihn.

»Ich weiß, daß dein Vater unschuldig ist! Ja, unschuldig!« wiederholte Manuel, »und daß er vor 23 Jahren wegen eines Verbrechens, das er gar nicht begangen hat, zum Tode verurteilt worden ist.«

»Er hat dir alles gesagt, Manuel?«

»Alles, Benito!« antwortete der junge Mann. »Der ehrenwerte Fazendero wollte nicht, daß irgend etwas von seiner Vergangenheit dem verborgen bliebe, der

sein zweiter Sohn werden sollte, indem er seine Tochter heiratete.«

»Und kann mein Vater endlich den Beweis für seine Unschuld an den Tag bringen?«

»Dieser Beweis, Benito, liegt allein in diesen 23 Jahren eines ehrenwerten und mit Ehren geschmückten Lebens, allein in dem Schritt Joam Dacostas, sich an die Justizverwaltung zu wenden und zu sagen: Hier bin ich! Ich mag dieses falsche Dasein nicht mehr! Ich will mich nicht länger unter einem Namen verstecken, der nicht mein wahrer Name ist. Sie haben einen Unschuldigen verurteilt! Stellen Sie seine Ehre wieder her!«

»Und als mein Vater so zu dir sprach, hast du nicht einen Augenblick gezaudert, ihm zu glauben?« rief Benito.

»Nicht einen Augenblick, mein Bruder!« antwortete Manuel.

Die beiden jungen Männer drückten sich herzlich die Hand.

Dann ging Benito zu Padre Passanha.

»Padre,« sagte er zu ihm, »führen Sie meine Mutter und meine Schwester in ihre Zimmer! Verlassen Sie sie den ganzen Tag über nicht! Hier zweifelt niemand an der Unschuld meines Vaters – niemand, das wissen Sie. Morgen werde ich mit meiner Mutter den Polizeichef aufsuchen. Der Zutritt zum Gefängnis wird uns nicht verweigert werden! Nein! das wäre zu grausam. Wir werden meinen Vater wiedersehen und uns darüber entscheiden, welche Schritte zu machen sind, um ihn wieder zu Ehren zu bringen.«

Yaquita war fast ganz unfähig, etwas zu beginnen. Aber die tapfere Frau, die von diesem plötzlichen Schlag zuerst niedergeschmettert worden war, richtete sich bald wieder auf.

Yaquita Dacosta wollte dieselbe sein wie Yaquita Garral. Sie zweifelte nicht an der Unschuld ihres Mannes. Es kam ihr nicht einmal der Gedanke, Joam Dacosta zum Vorwurf zu machen, daß er sie unter falschem Namen geheiratet hatte.

Sie dachte nur an dieses ganze Leben voller Glück, das sie diesem ehrbaren, unschuldig getroffenen Manne verdankte. Ja! am folgenden Tage wollte sie an der Tür des Gefängnisses sein und nicht eher gehen, als bis ihr geöffnet würde.

Padre Passanha führte sie und ihre Tochter weg, die den Tränen nicht wehren konnte, und alle drei schlossen sich in das Haus ein.

Die beiden jungen Männer waren allein.

»Und jetzt, Manuel,« sagte Benito, »muß ich alles wissen, was mein Vater dir gesagt hat.«

»Ich habe dir nichts zu verbergen, Benito.«

»Was hat Torres an Bord der Jangada vorgehabt?«

»Er hat Joam Dacosta das Geheimnis seiner Vergangenheit verkaufen wollen.«

»Als wir also diesem Torres in den Wäldern von Iquitos begegneten, war sein Plan, sich mit meinem Vater in Verbindung zu setzen, bereits gefaßt?«

»Daran ist nicht zu zweifeln,« antwortete Manuel. »Der Elende hat damals auf die Fazenda kommen wollen in der Absicht, ein von langer Hand vorbereitetes schändliches Schachergeschäft abzuschließen.«

»Und da wir ihm mitgeteilt haben,« sagte Benito, »daß mein Vater und seine ganze Familie sich zu einer Reise über die Grenze rüsteten, hat er sofort seinen Plan geändert?«

»Jawohl, Benito, weil Joam Dacosta auf brasilianischem Boden noch mehr seiner Gnade überantwortet sein mußte, als

jenseits der peruanischen Grenze. Daher trafen wir Torres in Tabatinga, wo er wartete, wo er auf unsere Ankunft lauerte.«

»Und ich mußte ihm anbieten, auf der Jangada mitzufahren!« rief Benito mit einem Aufwallen der Verzweiflung.

»Bruder,« sagte Manuel, »mache dir keinen Vorwurf. Torres wäre früher oder später doch zu uns gestoßen. Er war nicht der Mann, eine solche Fährte aufzugeben. Wenn er uns in Tabatinga verfehlt hätte, würden wir ihn in Manaos getroffen haben.«

»Ja, Manuel, du hast recht. Aber es handelt sich nicht mehr um die Vergangenheit – sondern um die Gegenwart! Keine unnützen Selbstanklagen! Wir wollen sehen –«

Mit diesen Worten strich sich Benito mit der Hand über die Stirn und suchte sich alle Einzelheiten dieses traurigen Vorganges zurückzurufen.

»Wir wollen sehen,« fuhr er fort, »auf welche Weise Torres hat erfahren können, daß mein Vater vor 23 Jahren wegen dieses abscheulichen Verbrechens von Tijuco verurteilt worden war.«

»Das weiß ich nicht,« erwiderte Manuel »und es spricht auch alles dafür, daß dein Vater es ebenfalls nicht weiß.«

»Und doch kannte Torres den Namen Garral, unter dem sich Joam Dacosta verbarg?«

»Augenscheinlich.«

»Und er wußte, daß während dieser vielen Jahre sich mein Vater in Peru, in Iquitos aufgehalten hat?«

»Das wußte er,« antwortete Manuel. »Aber wie er es erfahren hat, ist mir unbegreiflich!«

»Eine letzte Frage,« sagte Benito. »Was für ein Ansuchen hat Torres während dieser

kurzen Unterredung – ehe wir ihn wegjagten – an meinen Vater gestellt?«

»Er hat gedroht, Joam Garral als identisch mit Joam Dacosta zu denunzieren, wenn er sich weigere, sein Schweigen zu erkaufen.«

»Und welchen Preis hat er verlangt?«

»Die Hand seiner Tochter,« antwortete Manuel ohne Stocken, aber bleich vor Zorn.

»Der Elende hat gewagt ...!« rief Benito.

»Du hast gesehen, Benito, welche Antwort dein Vater auf dieses schändliche Verlangen gegeben hat.«

»Ja, Manuel, ja! Die Antwort eines Ehrenmannes, der beleidigt wird! Er hat Torres weggejagt. Aber das genügt nicht. Nein, mir genügt das nicht. Auf die Denunziation von Torres hin ist mein Vater verhaftet worden, nicht wahr?«

»Ja, auf seine Denunziation hin!«

»Gut,« rief Benito, dessen Arm sich drohend nach dem linken Ufer des Stromes richtete, »ich muß Torres wiederfinden. Ich muß wissen, auf welche Weise er in dieses Geheimnis eingedrungen ist! Er muß mir sagen, ob er auch den wahren Urheber des Verbrechens kennt! Er wird sprechen! – und wenn er nicht mit der Sprache heraus will, so weiß ich, was für mich zu tun bleibt!«

»Was zu tun bleibt – für mich wie für dich!« setzte in kühlerm, aber nicht minder entschlossenem Tone Manuel hinzu.

»Nein, Manuel, nein! Für mich allein!«

»Wir sind Brüder, Benito,« antwortete Manuel, »und diese Rache gehört uns allen beiden!«

Benito antwortete nicht. Augenscheinlich stand in diesem Punkte sein Entschluß unerschütterlich fest.

In diesem Augenblick trat der Lotse Araujo, der den Stand des Stromes beobachtet hatte,

zu den beiden jungen Männern.

»Haben Sie sich entschieden,« fragte er,
»ob die Jangada an der Insel Muras liegen
bleiben oder in den Hafen von Manaos
einfahren soll?«

Diese Frage mußte vor Einbruch der Nacht
erledigt und genau erwogen werden.

Die Nachricht von der Verhaftung Joam
Dacostas hatte sich schon in der Stadt
verbreitet. Daß sie die Neugierde der
Bevölkerung von Manaos in hohem Grade
erregen mußte, war selbstverständlich. Wer
konnte sie nicht auch mehr als bloße
Neugierde gegen den Verurteilten, den
Haupturheber jenes Verbrechens von Tijuco
erwecken, das vor Jahren so großes
Aufsehen gemacht und alle Welt erschüttert
hatte?

Konnte man nicht eine Volksbewegung
fürchten auf Grund jener bisher noch
ungesühnten Bluttat? Wäre es angesichts
dieser Möglichkeit nicht besser, die Jangada

am rechten Ufer bei der Insel Muras, einige Meilen von Manaos entfernt, vor Anker zu lassen?

Das Für und Wider der Frage wurde erwogen.

»Nein!« rief Benito. »Wenn wir hier bleiben, erwecken wir den Anschein, als geben wir unsren Vater auf und zweifeln an seiner Unschuld! Das sähe so aus, als fürchteten wir uns, gemeinsame Sache mit ihm zu machen. Wir müssen nach Manaos und zwar unverzüglich!«

»Tu hast recht, Benito!« antwortete Manuel. »Also hinüber!«

Araujo nickte mit dem Kopfe und traf seine Anordnungen, um die Insel zu verlassen.

Das erforderte große Umsicht. Der durch den Rio Negro verstärkte Strom des Amazonas mußte schräg durchschnitten und Kurs auf die Mündung dieses Nebenflusses genommen werden.

Die Taue wurden gelöst, durch die das Floß an der Insel gehalten wurde. Die Jangada begann, in das Flußbett zurückgeworfen, diagonal abzutreiben. Araujo benutzte geschickt die durch die vorspringenden Punkte des Ufers veranlaßten Biegungen der Strömung und konnte mit Hilfe der langen Stangen seiner Mannschaft das riesige Floß in der gewollten Richtung vorwärtsbringen.

Zwei Stunden später war die Jangada am andern Ufer des Amazonenstromes, und um fünf Uhr abends legte sie längs dieses Ufers an, allerdings nicht im Hafen von Manaos, den sie gegen den reißenden Strom nicht hätte erreichen können, sondern eine kleine Meile unterhalb.

Der Holzschleppzug ruhte jetzt auf dem schwarzen Wasser des Rio Negro an einem ziemlich hohen Ufer.

Hier gingen ein paar Städter hin und her. Ohne Zweifel hatte die Neugierde sie an den Ankerplatz der Jangada gelockt. Die

Verhaftung Joam Dacostas war rasch ruchbar geworden; aber die Neugierde der Leute ging nicht bis zur Zudringlichkeit, und sie hielten sich abseits.

Benito hatte die Absicht, noch am Abend an Land zu gehen. Manuel riet davon ab.

»Warte bis morgen,« sagte er zu ihm. »Es ist bald Nacht, und da müssen wir auf der Jangada sein.«

In diesem Augenblick kam Yaquita mit ihrer Tochter und Padre Passanha aus dem Hause.

Wenn Minha noch weinte, zeigte Yaquitas Gesicht keine Spur mehr von Tränen. Ihr ganzes Wesen war voll Energie und Entschlossenheit. Man fühlte, daß diese Frau zu allem bereit war, bereit, ihre Pflicht zu erfüllen wie ihr Recht geltend zu machen.

Yaquita trat langsam zu Manuel heran.

»Manuel,« sagte sie, »hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, denn ich werde sprechen, wie mein Gewissen es mir befiehlt.«

»Ich höre,« antwortete Manuel.

Yaquita sah ihm fest ins Gesicht.

»Gestern,« sagte sie, »sind Sie nach der Unterredung – die Sie mit Joam Dacosta, meinem Manne hatten, zu mir gekommen und haben mich Ihre Mutter genannt. Sie haben die Hand Minhas ergriffen und zu ihr gesagt: meine Frau! Sie wußten da alles, und die Vergangenheit Joam Dacostas war Ihnen enthüllt.«

»Ja!« antwortete Manuel, »und möge Gott mich strafen, wenn meinerseits ein Zaudern –«

»Gut, Manuel,« fuhr Yaquita fort, »aber da war Joam Dacosta noch nicht verhaftet. Jetzt ist die Situation nicht mehr die gleiche. Wenn mein Mann noch so

unschuldig ist, er ist in den Händen der Justiz, seine Vergangenheit wird auch vor der Oeffentlichkeit enthüllt werden; Minha ist die Tochter eines zum Tode Verurteilten.«

»Ob Minha Dacosta oder Minha Garral, was gilt es mir!« rief Manuel, der nicht länger an sich halten konnte.

»Manuel!« murmelte das junge Mädchen.

Sie wäre sicher gefallen, wenn Lina sie nicht in den Armen aufgefangen hätte.

»Mutter, wenn Sie sie nicht töten wollen,« sagte Manuel, »nennen Sie mich Ihren Sohn!«

»Mein Sohn! Mein Kind!«

Weiter vermochte Yaquita nichts zu antworten. Die Tränen, die sie mit solcher Mühe zurückgehalten hatte, entströmten ihren Augen.

Alle traten in das Haus.

Aber in dieser langen Nacht gab es für
diese ehrbare, so grausam geprüfte Familie
keine Stunde Schlafes.

Sechstes Kapitel.Ein Rückblick

Es war ein unglücklicher Zufall, daß der Richter Ribeiro, auf den Joam Dacosta mit Bestimmtheit hätte rechnen können, gestorben war.

Ehe Ribeiro Gerichtsherr in Manaos, das heißt also der erste Beamte der Provinz wurde, hatte er zur Zeit, als der junge Angestellte wegen des Verbrechens im Diamantendistrikt verfolgt wurde, Joam Dacosta kennen gelernt.

Ribeiro war damals Advokat in Villa-Rica. Er hatte es übernommen, den Angeklagten vor Gericht zu verteidigen. Er nahm diese Sache mit Eifer auf und machte sie zur eignen Herzensangelegenheit. Aus der Prüfung der Aktenstücke und mehreren Einzelheiten der Untersuchung gewann er die Ueberzeugung, nicht des Richters, sondern des Menschen, daß sein Klient zu

Unrecht verurteilt war, daß er keinerlei Anteil irgendwelcher Art an der Ermordung der militärischen Eskorte und dem Diamantenraub hatte, sondern daß die Untersuchung auf falscher Fährte gewesen war – mit einem Worte, daß Joam Dacosta unschuldig war.

Aber so groß auch das Talent und der Eifer des Advokaten Ribeiro waren, so konnte er doch diese Ueberzeugung nicht dem Geiste der Jury einverleiben.

Wen anders konnte man als Urheber des Verbrechers hinstellen? Wenn es nicht Joam Dacosta gewesen war, der eben ganz und gar sich in der erforderlichen Lage befand, um die Verbrecher von dem geheimen Aufbruch des Konvois benachrichtigen zu können, wer war es sonst gewesen?

Der Angestellte, der die Eskorte begleitete, war mit dem größern Teil der Soldaten gefallen, der Verdacht konnte daher nicht auf ihn fallen. Alles kam zu einander, Joam Dacosta als den einzigen und wirklichen

Urheber des Verbrechens erscheinen zu lassen.

Ribeiro verteidigte ihn mit großer Wärme. Er legte sein ganzes Herz darein. Aber es gelang ihm nicht, ihn zu retten.

Der Wahrspruch der Jury lautete bejahend auf alle Schuldfragen. Joam Dacosta, der mit dem erschwerenden Moment des Vorbedachts ausgeführten Mordes überführt, erhielt nicht einmal mildernde Umstände zugebilligt und wurde zum Tode verurteilt.

Dem Angeklagten blieb keine Hoffnung. Eine Kundgebung der Strafe war ausgeschlossen, da es sich um ein im Diamantendistrikt begangenes Verbrechen handelte. Der Angeklagte war verloren.

Aber in der Nacht vor der Hinrichtung – als der Galgen schon errichtet war, gelang es Joam Dacosta, aus dem Gefängnis von Villa-Rica zu entrinnen.

Das Uebrige ist bekannt.

Zwanzig Jahre später wurde Advokat Ribeiro zum ersten Gerichtsherrn in Manaos ernannt. In seinem entlegnen Versteck erfuhr der Fazendero von Iquitos diese Berufung und erblickte hierin einen glücklichen Umstand, der eine Revision seines Prozesses mit einiger Aussicht auf günstigen Ausgang herbeiführen könnte.

Er wußte, daß die Ueberzeugung, die der Advokat ehedem in seiner Sache gehegt hatte, im Geiste des Oberrichters unerschüttert fortleben müsse. Er entschloß sich daher, alles zu versuchen, um eine Wiederherstellung seiner Ehre zu erlangen.

Wäre nicht Ribeiro in das Amt des höchsten Gerichtsherrn der Amazonenprovinz eingesetzt worden, so hätte er vielleicht gezögert, denn er hatte keinen neuen Beweis für seine Unschuld vorzubringen. So furchtbar dieser ehrliche Mann auch darunter litt, sich im Exil von Iquitos verbergen zu müssen, so hätte er es

vielleicht doch der Zeit überlassen, die Erinnerung an diesen furchtbaren Vorfall noch mehr auszulöschen – allein ein Umstand veranlaßte ihn, sich unverzüglich zum Handeln zu entschließen.

Lange ehe Yaquita zu ihm darüber sprach, hatte Joam Dacosta erkannt, daß Manuel seine Tochter liebe. Dieses Verhältnis zwischen dem jungen Militärarzt und seiner Tochter sagte ihm in jeder Beziehung zu. Es war vorauszusehen, daß eines Tages ein Heiratsantrag erfolgen würde, und Joam wollte nicht unvorbereitet überrascht sein.

Nun kam ihm der Gedanke, daß er seine Tochter unter einem Namen verheiraten müsse, der gar nicht der ihre war, daß Manuel Valdez, der in die Familie Garral zu treten glaubte, in die Familie Dacosta hineinkam, deren Oberhaupt ein allzeit unter der Last eines Todesurteils stehender Flüchtling war. Und dieser Gedanke war ihm unerträglich!

Nein! Diese Hochzeit sollte nicht unter den gleichen Umständen wie seine eigene sich vollziehen! Nein! Niemals!

Man wird sich dessen erinnern, was zu dieser Zeit vorfiel. Vier Jahre, nachdem der junge Kommis, damals schon der Sozius Magalhaes, auf die Fazenda von Iquitos gekommen war, war der alte Portugiese tödlich verwundet, in die Farm gebracht worden. Er hatte nur noch einige Tage zu leben.

Der Gedanke, daß seine Tochter allein und ohne alle Stütze bleiben sollte, entsetzte ihn; da er aber wußte, daß Joam und Yaquita sich liebten, wollte er, daß ihre Trauung ohne Aufschub vollzogen werden sollte.

Joam weigerte sich anfangs. Er erbot sich, der Schützer und Diener Yaquitas zu sein, ohne ihr Mann zu werden. Der sterbende Magalhaes drang jedoch so inständig in ihn, daß aller Widerstand unmöglich wurde.

Yaquita legte ihre Hand in die Joams, und Joam zog die seine nicht zurück.

Ja! Dies war ein schwerwiegender Schritt!

Joam Dacosta hätte entweder alles gestehen oder für immer das Haus, wo er so gastfreundlich ausgenommen worden war, die Ansiedlung, die er zur Blüte gebracht hatte, fliehen müssen. Ja, er hätte lieber alles sagen sollen, als der Tochter seines Wohltäters einen Namen geben, der nicht der seine war, den Namen eines wegen Mordes zum Tode Verurteilten, so unschuldig er vor Gott auch war.

Aber die Umstände drängten – der alte Fazendero lag im Sterben – er streckte die Hände nach den jungen Leuten aus.

Joam Dacosta schwieg, die Heirat wurde vollzogen, und das ganze Leben des jungen Farmers war nur dem Glück der geweiht, die seine Frau geworden war.

»An dem Tage, wo ich alles gestehen werde,« sagte Joam, »wird Yaquita mir verzeihen. Sie wird nicht einen Augenblick an mir zweifeln. Aber wenn ich sie habe täuschen müssen, so werde ich doch den ehrenwerten Mann nicht täuschen, der in unsere Familie durch die Heirat mit Minha eintreten will. Nein! lieber überliefere ich mich der Justiz und mache ein Ende mit diesem Dasein.«

Hundertmal dachte Joam Dacosta daran, seine Frau über seine Vergangenheit aufzuklären. Ja! Das Geständnis war auf seinen Lippen, zumal als sie ihn bat, sie nach Belem zu führen und sie und ihre Tochter den schönen Amazonenstrom hinunterreisen zu lassen.

Er kannte Yaquita hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß ihre Liebe zu ihm nicht beeinträchtigt wurde. – Aber er hatte nicht den Mut.

Wer würde ihn nicht verstehen, angesichts des blühenden Familienglückes, das sein

Werk war und das er vielleicht
unwiederbringlich zerstören sollte!

Dies war sein Leben lange Jahre hindurch,
dies war die immer frische und
unerschöpfliche Quelle der entsetzlichen
Leiden, deren Geheimnis nur er kannte,
dies endlich war das Leben dieses Mannes,
der nicht eine Handlung zu verheimlichen
brauchte und infolge einer höchsten
Ungerechtigkeit sich selber verheimlichen
mußte!

Aber an dem Tage, wo er an der Liebe
zwischen Manuel und Minha nicht mehr
zweifeln konnte und annehmen mußte, daß
er binnen einem Jahre in die Notwendigkeit
kommen würde, seine Zustimmung zu
dieser Heirat zu geben, da zauderte er nicht
länger und entschloß sich zu raschem
Handeln.

Ein an den Richter Ribeiro adressierter
Brief von ihm teilte gleichzeitig diesem
Beamten das Geheimnis mit, daß Joam
Dacosta lebte, unter welchem Namen er

sich verbarg, wo er mit seiner Familie wohnte, und eröffnete ihm gleichzeitig die feste Absicht, sich der Justiz seiner Heimat zu überliefern und die Revision eines Prozesses zu fordern, die für ihn entweder mit der Wiederherstellung seiner Ehre oder mit der Vollstreckung des in Villa Rica gefällten Urteils enden konnte.

Welche Empfindungen regten sich im Herzen des wackern Beamten? Das ist leicht zu erraten.

Nicht mehr an den Advokaten wandte sich der Angeklagte – sondern an den höchsten Richter der Provinz wandte sich der Verurteilte. Joam Dacosta überlieferte sich ihm gänzlich.

Von der ersten Bestürzung über die unerwartete Enthüllung gelangte der Richter Ribeiro bald zu peinlich genauer Abwägung der Pflichten, die seine Stellung ihm auferlegte. Ihm lag jedes Amt ob, die Verbrecher zu verfolgen, und hier gab sich ein Verbrecher in seine Hände.

Diesen Verbrecher hatte er allerdings verteidigt; er zweifelte nicht daran, daß er unschuldig verurteilt worden war; seine Freude, als er damals dem Todesurteil durch die Flucht entkam, war groß gewesen; er hatte sogar ihn zu der Flucht bestimmt und sie ihm erleichtert. Aber was ehedem der Advokat getan hatte, konnte das jetzt der Landesrichter tun?

»Nun denn!« sagte sich der Richter. »Mein Gewissen befiehlt mir, diesen Gerechten nicht zu verlassen! Der Schritt, den er jetzt tut, ist ein neuer Beweis für seine Unschuld, ein moralischer Beweis, da er andere nicht erbringen kann, aber vielleicht der überzeugendste von allen. Nein! Ich werde ihn nicht verlassen!«

Von diesem Tage an bestand ein geheimer Briefwechsel zwischen dem Richter und Joam Garral. Ribeiro forderte zunächst seinen Klienten auf, sich nicht durch eine unkluge Handlung in Gefahr zu begeben. Er wollte die Sache noch einmal

vornehmen, die Akten prüfen und die Untersuchung revidieren.

Man mußte sich erkundigen, ob im Diamanten-Distrikt sich betreffs dieser so ernsten Angelegenheit nichts Neues ereignet habe. Waren von jenen Helfershelfern des Verbrechens, den Schmugglern, die den Konvoi überfallen hatten, später nicht am Ende einige verhaftet worden? Waren nicht am Ende Geständnisse oder Einräumungen erfolgt?

Joam Dacosta sei unschuldig und könne nur seine Unschuld beteuern. Aber das genüge nicht, und der Richter Ribeiro wolle unter den Elementen der Strafsache selber suchen, ob er den fände, auf den die Schuld in Wahrheit falle.

Joam Dacosta sollte also vorsichtig sein. Er versprach das auch. Aber es war ein unermeßlicher Trost, in all diesen Leiden, bei seinem ehemaligen Verteidiger, jetzt dem Obersten Richter, dieselbe feste

Ueberzeugung von seiner Unschuld zu finden.

Ja! Joam Dacosta, der Verurteilte, war ein Opfer, ein Märtyrer, ein ehrlicher Mann, dem die Gesellschaft eine eingreifende Genugtuung schuldig war.

Und da der Richter nun die Vergangenheit des Fazendero von Iquitos seit seiner Verurteilung kannte, dieses ganze Leben der Aufopferung, der unermüdlichen Arbeit am Glück der Seinen – da war er wohl nicht fester überzeugt, aber tiefer gerührt und gelobte sich alles zu tun, um die Ehre des Verurteilten von Tijuco wiederherzustellen.

Ein halbes Jahr lang hatten die beiden Männer Briefe gewechselt.

Als endlich eines Tages ein Aufschub nicht mehr möglich war, schrieb Joam Dacosta an den Richter Ribeiro:

»In zwei Monaten werde ich bei Ihnen sein und mich dem ersten Beamten der Provinz

zur Verfügung zu stellen!«

»Kommen Sie!« antwortete Ribeiro.

Damals war die Jangada zur Abfahrt bereit.

Joam Dacosta begab sich mit all den Seinen, Frau, Kindern und Dienern auf das Floß. Während der Reise ging er zum großen Erstaunen seiner Frau und seines Sohnes nur selten an Land. Meistens schloß er sich in seine Kabine ein und schrieb und arbeitete, nicht an Geschäftsrechnungen, sondern an jener Art von Biographie, die er betitelte: »Geschichte meines Lebens«, und die er bei der Revision seines Prozesses verwerten wollte.

Acht Tage vor seiner neuen Verhaftung, die auf die Denunziation von Torres hin erfolgte und vielleicht seine Pläne zunichte machen konnte, hatte er einem Indianer vom Amazonenstrom einen Brief anvertraut, in welchem er den Richter Ribeiro von seiner bevorstehenden Ankunft benachrichtigte.

Dieser Brief kam an seine Adresse, und der Richter wartete nur noch auf Joam Dacosta, um diesen ernsten Fall, den er zu gutem Ende zu führen hoffte, in die Hand zu nehmen.

In der Nacht, die der Ankunft der Jangada voranging, warf ein Schlaganfall den Richter Ribeiro nieder. Aber die Denunziation von Torres, dessen Anerbieten an der edeln Verachtung seines Opfers zuschanden wurde, war erfolgreich.

Joam Dacosta wurde inmitten der Seinen verhaftet, und sein alter Sachwalter war nicht mehr da, um ihn zu verteidigen.

Das war in der Tat ein furchtbarer Schlag! Doch wie dem auch sein mochte, der Würfel war gefallen. Es gab kein Zurück mehr.

Joam Dacosta richtete sich wieder empor unter dem Schlag, der ihn so unvermutet traf.

Nicht mehr seine Ehre allein, die Ehre aller
Seinen stand auf dem Spiele.

Siebentes Kapitel.Moralische Beweise

Der gegen Joam Dacosta, genannt Joam Garral, erlassene Haftbefehl war von dem Stellvertreter des Richters Ribeiro ausgefertigt worden, der mit den Obliegenheiten des Oberrichters in der Amazonenprovinz bis zur Ernennung des Nachfolgers betraut war.

Dieser Stellvertreter hieß Vincente Jarriquez.

Das war ein kleiner, sehr barscher Mann, der aber nach einer vierzigjährigen Tätigkeit als Strafrichter nicht eben sehr gut auf die Angeklagten zu sprechen war. Er hatte so viele Fälle dieser Art behandelt, so viele Verbrecher prozessiert und verurteilt, daß die Unschuld eines Schuldiggesprochenen, wer das auch sein mochte, ihm einfach als ein Unding erschien.

Sicherlich urteilte er nicht gegen sein Gewissen, aber sein stark verpanzertes Gewissen ließ sich nicht leicht durch die Ergebnisse des Verhörs oder die Beweisführung der Verteidigung ins Bockhorn jagen. Wie viele Gerichtsvorsitzende suchte er gern die Nachsicht der Jury zu bekämpfen, und wenn ein Angeklagter, der die Verhöre, Untersuchungen und Unterweisungen glücklich überstanden hatte, vor ihn geführt wurde, so lagen in seinen Augen die Dinge immer so, daß dieser Angeklagte zehnmal schuldig war.

Dabei war dieser Jarriquez durchaus kein boshafter Mensch. Nervös, beweglich und gesprächig, genau und scharfsinnig, war er mit seinem großen Kopf auf dem kurzen Körper, dem zerzausten Haar, den tiefliegenden bohrenden Augen, deren Blick erstaunlich scharf und durchdringend war, seiner vorspringenden Nase, mit der er sicher gestikuliert hätte, wenn sie nur beweglich gewesen wäre, mit seinen abstehenden Ohren, die sehr genau auch

das hörten, was jenseits des Hörbereichs eines gewöhnlichen Hörorgans gesprochen wurde, mit seinen unaufhörlich auf dem Gerichtstisch trommelnden Fingern, ganz als wäre er ein stumm sich übender Klaviervirtuos, mit seinem für die zu kurzen Beine zu langen Oberleib und mit seinen Füßen, die er immer hin und her übereinander legte, wenn er in seinem Richterstuhl präsidierte – recht merkwürdig anzuschauen.

Im Privatleben ließ der Richter Jarriquez, ein eingefleischter Junggeselle, seine strafrechtlichen Bücher nur im Stich, wenn er zu Tisch ging – ein gutes Mahl verschmähte er nicht – oder wenn er Whist spielen wollte – dieses Spiel schätzte er sehr – oder wenn eine Schachpartie winkte – er war Meister in dieser Kunst, wie er denn auch mit kopfzerbrecherischen Rätseln, Charaden, Rebus, Annagrammen, Logogryphen usw. – gleich manchem seiner europäischen Kollegen – wahre Sphixe aus Liebhaberei wie aus Beruf – hauptsächlich sich die Zeit vertrieb.

Man sieht, er war ein Original, und man sieht auch, was Joam Dacostas durch den Tod des Richters Ribeiro verloren hatte, indem seine Sache in die Hand dieses nicht sehr angenehmen Beamten überging.

Uebrigens war die Aufgabe des Richters Jarriquez ziemlich einfach. Er hatte keine Vernehmungen und Untersuchungen anzustellen, keine Debatten zu führen, keinen Wahrspruch zu fordern, keine Paragraphen des Strafgesetzbuchs heranzuziehen und schließlich kein Urteil zu fällen.

All diese Formalitäten kamen bei dem Fazendero Iquitos unglücklicherweise in Wegfall. Joam Dacosta war vor 23 Jahren wegen des Verbrechens von Tijuco verhaftet, prozessiert und verurteilt worden, das Verbrechen war nicht verjährt, ein Antrag auf Strafabänderung konnte nicht vorgebracht werden, ein Gnadengesuch war nicht zulässig.

Es handelte sich im großen und ganzen also nur darum, die Identität festzustellen, und wenn dann der Vollstreckungsbefehl von Rio de Janeiro einlief, mußte die Justiz ihres Amtes walten.

Aber ohne Zweifel würde Joam Dacosta seine Unschuld beteuern und sagen, daß er ungerecht verurteilt sei. Die Pflicht des Beamten war, ihn anzuhören, welche Meinung zur Sache er auch haben mochte. Da war nur die eine Frage, was der Verurteilte an Beweisen für seine Behauptungen vorzubringen hatte. Wenn er aber schon in der ersten Instanz keine Beweise hatte erbringen können, würde er das jetzt imstande sein?

Hierauf beschränkte sich die Vernehmung.

Der Fall, daß ein Verurteilter, der glücklich und in Sicherheit im Auslande lebte und nun freiwillig alles verließ, um der Justiz gegenüber zu treten, die zu fürchten die Vergangenheit ihn gelehrt hatte, war allerdings, das mußte er sich gestehen,

merkwürdig, einzig in seiner Art und wohl geeignet, selbst einen gegen alle Wechselfälle einer Gerichtsverhandlung blasierten Justizbeamten zu interessieren.

Lag bei diesem Verurteilten von Tijuco Ueberdruß am Leben, verbohrte Albernheit oder die Regung des Gewissens vor, das um jeden Preis nach Ruhe verlangte? Das Rätsel war nicht so einfach.

An dem Tage nach der Verhaftung Joam Dacostas begab sich der Richter Jarriquez nach dem Gefängnis in der Straße Gottes des Sohnes, wo der Gefangene in Haft war.

Dieses Gefängnis war ein ehemaliges Kloster der Missionare am Rande eines der Hauptkanäle der Stadt. Auf die freiwilligen Kerkerbrüder von ehemals waren in diesem, seiner neuen Bestimmung kaum genügenden Gebäude die unfreiwilligen Gefangenen von heutzutage gefolgt.

Die Kammer, in die Joam Dacosta gebracht worden war, war durchaus nicht eine jener

traurigen Zellen, wie sie das Strafsystem der Neuzeit hat. Es war ein ehemaliges Mönchsgemach mit einem Fenster, das keinen Laden hatte, aber vergittert war und auf ein weites ödes Land hinaussah, mit einer Bank in einer Ecke, einer Art Pritsche in einer andern und einigen plumpen Gebrauchsgegenständen.

An diesem Tage, dem 25. August, wurde Joam Dacosta gegen 11 Uhr vormittags aus diesem Zimmer geführt und in das Vernehmungs-Kabinett gebracht, die ehemalige, gemeinsame Halle des Klosters.

Hier vor seinem Schreibtisch, auf seinem hohen Stuhle, saß der Richter Jarriquez, mit dem Rücken nach dem Fenster, damit sein Gesicht im Schatten blieb, während das des Verurteilten voll ins Licht gerückt war.

Sein Schreiber saß am Ende des Tisches, die Feder hinterm Ohr, mit der Gleichgiltigkeit, die diese Gerichtsbeamten charakterisiert, die stets in Bereitschaft

sind, alle Fragen und Antworten genau zu Protokoll zu nehmen.

Joam Dacosta wurde in das Kabinett geführt, und auf einen Wink entfernten sich die Wärter, die ihn begleitet hatten.

Der Richter Jarriquez betrachtete den Verurteilten lange. Dieser hatte sich vor ihm verneigt und bewahrte eine schickliche Haltung, weder unverschämt, noch unterwürfig: mit Würde erwartete er, daß er befragt würde und antworten sollte.

»Ihr Name?« fragte der Richter Jarriquez.

»Joam Dacosta.«

»Ihr Alter?«

»52 Jahre.«

»Sie wohnen?«

»In Peru, bei der Ortschaft Iquitos.«

»Unter welchem Namen?«

»Unter dem Namen Garral, dem Namen
meiner Mutter.«

»Und weshalb führten Sie diesen Namen?«

»Weil ich mich 23 Jahre lang den
Verfolgungen der brasilianischen Justiz
habe entziehen wollen.«

Die Antworten waren so klar und
bekundeten so deutlich, daß Joam Dacosta
entschlossen war, über Vergangenheit und
Gegenwart volle Rechenschaft zu geben,
daß der Richter Jarriquez, der diese Art zu
verfahren nicht gewöhnt war, seine Nase
steiler aufrichtete, als sonst.

»Und weshalb,« fuhr er fort, »konnte die
brasilianische Justiz Sie verfolgen?«

»Weil ich im Jahre 1826 in der Diamanten-
Angelegenheit von Tijuco zum Tode
verurteilt worden war.«

»Sie geben also zu, Joam Dacosta zu sein?«

»Ich bin Joam Dacosta.«

All dies wurde mit großer Ruhe geantwortet, als handle es sich um die einfachste Sache von der Welt. Die kleinen Augen des Richters erweiterten sich und schienen zu sagen: »Das Ding geht ja von ganz allein.«

Allein es kam der Augenblick, daß die unvermeidliche Frage gestellt wurde und die unvermeidliche Antwort aller Angeklagten jeder Kategorie erfolgte – nämlich die Beteuerung der Unschuld.

»Joam Dacosta,« fragte er, »was machen Sie in Iquitos?«

»Ich bin Fazendero und bewirtschaftete eine bedeutende Ansiedlung.«

»Geht sie gut?«

»Ganz ausgezeichnet.«

»Und seit wann haben Sie die Fazenda verlassen?«

»Seit etwa neun Wochen.«

»Aus welchem Grunde?«

»Hier, Herr Richter, habe ich einen Vorwand gebraucht,« antwortete Joam Dacosta, »aber in Wahrheit hatte ich einen Grund.«

»Welches war der Vorwand?«

»Einen ganzen Schleppzug von Holz und eine Ladung verschiedener Produkte des Amazonas nach Para zu bringen.«

»Ah!« machte der Richter Jarriquez, »und welches war der wirkliche Grund Ihrer Abreise?«

Und als er diese Frage stellte, sagte er sich:

»Jetzt kommen wir endlich auf das Gebiet der Verneinungen und Lügen!«

»Der wahre Beweggrund,« antwortete mit fester Stimme Joam Dacosta, »war mein fester Entschluß, mich der Justiz meines Vaterlandes zu überliefern!«

»Sich zu überliefern!« rief der Richter, sich auf seinem Stuhle in die Höhe richtend.

»Sich zu überliefern? – Aus freien Stücken!«

»Aus freien Stücken!«

»Und weshalb?«

»Weil ich genug hatte, weil ich sattsam genug hatte von diesem lügenhaften Leben, von diesem Zwang, unter falschem Namen zu leben, von dieser Unmöglichkeit, meiner Frau und meinen Kindern den Namen wiederzugeben, der ihnen gebührt, schließlich, mein Herr, weil ich ...«

»Weil Sie ...?«

»Unschuldig bin!«

»Das habe ich erwartet,« sagte der Richter Jarriquez beiseite.

Und während seine Finger einen schon etwas tonreicheren Marsch trommelten,

machte er eine Kopfbewegung nach Joam Dacosta, die deutlich besagte:

»Weiter! Erzählen Sie Ihre Geschichte, sie ist mir zwar bekannt, aber ich will Sie nicht hindern, dieselbe in Ihrer Lesart vorzubringen.«

Joam Dacosta, der sich zwar über diese wenig ermutigende Veranlagung des Beamten nicht täuschte, wollte dies dennoch nicht bemerken. Er erzählte daher die ganze Geschichte seines Lebens, er sprach nüchtern, ohne die Ruhe zu verlieren, die er sich auferlegt hatte, ohne einen der Umstände auszulassen, die seiner Verurteilung vorausgegangen oder gefolgt waren.

Im übrigen rühmte er sich nicht des ehrbaren und an Ehren reichen Lebens, das er seit seiner Flucht geführt hatte, noch seiner Verdienste als Familienhaupt, Gatte und Vater, die er so würdevoll erworben. Nur einen Umstand hob er besonders hervor – daß er nach Manaos gekommen

sei, eine Revision seines Prozesses herbeizuführen und die Wiederherstellung seiner Ehre erlangen wolle – ohne daß etwas ihn dazu tatsächlich gezwungen hätte.

Naturgemäß gegen jeden Angeklagten voreingenommen, unterbrach der Richter Jarriquez ihn nicht. Er beschränkte sich darauf, die Augen auf und zu zu machen, wie jemand, der eine Geschichte zum hundertsten Male hört; und als Joam Dacosta den Bericht, den er selber geschrieben hatte, auf den Tisch legte, machte er keine Bewegung, ihn zur Hand zu nehmen.

»Sind Sie fertig?« fragte er.

»Jawohl, mein Herr.«

»Und Sie bleiben bei Ihrer Behauptung, Iquitos aus keinem andern Grunde verlassen zu haben, als um die Revision Ihres Urteils zu erlangen?«

»Ich hatte keinen andern Grund.«

»Und wo ist der Beweis dafür? Wo ist der Beweis, daß Sie ohne die Denunziation, die zu Ihrer Verhaftung führte, sich überliefert hätten?«

»Zuvörderst in diesem Bericht,« antwortete Joam Dacosta.

»Dieser Bericht war in Ihren Händen, und nichts bezeugt, daß Sie den Gebrauch, den Sie angeben, davon gemacht hätten, wenn Sie nicht verhaftet worden wären.«

»Es existiert aber wenigstens ein Schriftstück, Herr Richter, das nicht mehr in meinen Händen ist und dessen Urheberschaft nicht anzuzweifeln ist.«

»Was für eines?«

»Der Brief, den ich Ihrem Vorgänger, dem Richter Ribeiro, geschrieben habe und worin ich ihm von meiner bevorstehenden Ankunft Mitteilung machte.«

»Ah! Sie hatten ihm geschrieben?«

»Ja, und dieser Brief, der an seine Adresse gelangt sein muß, muß auch sogleich Ihnen übergeben worden sein.«

»Wirklich!« sagte der Richter Jarriquez in etwas ungläubigem Tone. »Sie hatten an den Richter Ribeiro geschrieben?«

»Ehe der Richter Ribeiro Oberrichter dieser Provinz wurde,« antwortete Joam Dacosta, »war er Advokat in Villa Rica. Bei dem Prozeß von Tijuco hat er mich verteidigt. Er zweifelte nicht daran, daß meine Sache gut wäre. Er hat alles getan, um mich zu retten. Als er zwanzig Jahre später zum ersten Gerichtsherrn in Manaos ernannt worden war, teilte ich ihm mit, unter welchem Namen und wo ich lebte und was ich vorhatte. Seine Ueberzeugung in meiner Sache war noch die gleiche, und auf seinen Rat hin habe ich die Fazenda verlassen und bin selber hergekommen, um meine Ehre wieder herzustellen. Aber unvermutet hat ihn der Tod abgerufen, und ich bin

vielleicht verloren, wenn ich in dem Richter
Jarriquez nicht das finde, was mir der
Richter Ribeiro war!«

Der Beamte, in dieser Weise direkt
herangezogen, sah sich trotz aller
richterlichen Gepflogenheiten versucht,
emporzuspringen, aber er beruhigte sich
und murmelte nur:

»Sehr stark, wahrhaftig sehr stark!«

Der Richter Jarriquez hatte scheinbar, da
wo bei andern das Herz sitzt, bloß Knorpel,
und war gegen jede Ueberraschung gefeit.

In diesem Augenblick trat ein Wärter herein
und legte ein versiegeltes Kuvert vor den
Beamten.

Dieser erbrach das Siegel und entnahm der
Hülle einen Brief. Er öffnete ihn und las
ihn, wobei sich seine Brauen
zusammenzogen.

Dann sagte er:

»Ich habe keinen Grund, Joam Dacosta, Ihnen zu verheimlichen, daß hier der erwähnte Brief an den Richter Ribeiro angekommen und mir übergeben worden ist. Es liegt also keine Ursache mehr vor, das, was Sie inbetreff dieses Briefes gesagt haben, zu bezweifeln.«

»Ebenso wenig Ursache, wie all das zu bezweifeln,« antwortete Joam Dacosta, »was ich über alle Verhältnisse und Umstände meines Lebens Ihnen mitgeteilt habe!«

»Eh, Joam Dacosta!« erwiderte lebhaft der Richter Jarriquez, »Sie beteuern Ihre Unschuld – aber das tun alle Angeklagten. Alles in allem bringen Sie nur moralische Beweise vor. Haben Sie denn jetzt einen faktischen Beweis?«

»Vielleicht, Herr Richter,« antwortete Joam Dacosta.

Nach diesen Worten verließ der Richter Jarriquez seinen Platz. Das ging ihm über

die Hutschnur, und er mußte erst ein paarmal das Zimmer durchqueren, ehe er die nötige Ruhe wiedergewonnen hatte.

Achtes Kapitel.Faktische Beweise

Als der Richter seinen Platz wieder eingenommen hatte, wie einer, der abermals die Herrschaft über sich völlig erlangt zu haben glaubt, drehte er sich auf seinem Sessel herum, hob den Kopf und richtete die Augen nach der Decke. Mit dem gleichgültigsten Ton der Welt, ohne selbst den Angeklagten anzusehen, sagte er:

»Sprechen Sie!«

Joam Dacosta sammelte sich einen Augenblick, als zögerte er, in diese Gedankenreihe einzutreten, und antwortete dann:

»Bisher, Herr Richter, habe ich Ihnen für meine Unschuld nur moralische Beweise gegeben, die auf die Würde und Ehrbarkeit meines Lebens gestützt sind. Ich hätte

geglaubt, daß diese Beweise am würdigsten wären, vor Gericht vorgelegt zu werden —«

Der Richter Jarriquez konnte ein Achselzucken nicht unterlassen, welches besagte, daß er anderer Meinung sei.

»Da diese nicht genügen, so bin ich vielleicht imstande, faktische Beweise beizubringen,« fuhr Joam Dacosta fort, »ich sage vielleicht, denn ich weiß noch nicht was für Bedeutung ihnen beizumessen ist. So habe ich auch, Herr Richter, hierüber weder zu meiner Frau noch zu meinen Kindern gesprochen, da ich ihnen keine Hoffnung machen will, in der sie getäuscht werden könnten.«

»Allerdings,« warf der Richter Jarriquez ein.

»Ich habe alle Ursache, zu glauben, Herr Richter, daß meine Verhaftung am Tage nach der Ankunft der Jangada in Manaos auf eine beim Polizeichef angebrachte Denunziation hin erfolgt ist.«

»Sie irren sich nicht, Joam Dacosta, aber ich muß Ihnen sagen, daß diese Denunziation anonym war.«

»Das macht nichts, da ich doch weiß, daß sie von keinem andern ausgegangen ist als von einem Schurken mit Namen Torres.«

»Und mit welchem Recht,« fragte der Richter Jarriquez, »bezeichnen Sie so diesen – Denunzianten?«

»Ein erbärmlicher Schurke, jawohl, Herr Richter!« antwortete lebhaft Joam Dacosta. »Dieser Mann, den ich gastfreundlich aufgenommen hatte, war nur zu dem Zwecke zu mir gekommen, um mir den Vorschlag zu machen, ich solle sein Schweigen erkaufen, um mir einen schändlichen Handel anzubieten, den von mir gewiesen zu haben ich nie bereuen werde, was für Folgen seine Denunziation auch haben mag!«

»Immer das gleiche System!« dachte der Richter Jarriquez. »Andere anklagen, um

sich selber zu entlasten.«

Aber nichtsdestoweniger hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit den Bericht, den Joam Dacosta von seinen Beziehungen zu diesem Abenteurer abstattete bis zu dem Augenblick, wo Torres ihm eröffnete, daß er ihn kenne und in der Lage sei, den Namen des wahren Urhebers des Ueberfalls von Tijuco zu enthüllen.

»Und welches ist der Name dieses Schuldigen?« fragte der Richter Jarriquez, aus seiner Gleichgiltigkeit gebracht.

»Ich kenne ihn nicht,« antwortete Joam Dacosta. »Torres hat sich wohl gehütet, ihn zu nennen.«

»Und lebt dieser Schuldige?«

»Er ist tot.«

Die Finger des Richters Jarriquez trommelten schneller und er konnte sich nicht enthalten, zu erwidern:

»Also der große Unbekannte! Der Mann, der den Beweis von der Unschuld eines Angeklagten erbringen könnte, lebt in der Regel nicht mehr.«

»Wenn der wirkliche Schuldige auch tot ist, Herr Richter,« antwortete Joam Dacosta, »so lebt doch wenigstens Torres, und er hat mir versichert, daß er den ganz von der Hand des Schuldigen geschriebenen Beweis in Händen habe. Er hat mir ja den Kauf angeboten.«

»Eh, Joam Dacosta,« versetzte der Richter Jarriquez, »es wäre nicht zu teuer gewesen, wenn Sie diesen Beweis mit Ihrem ganzen Vermögen bezahlt hätten.«

»Wenn Torres nur mein Vermögen verlangt hätte, so hätte ich es hingegeben, und nicht einer meiner Angehörigen hätte Einspruch erhoben! Ja, Sie haben recht, mein Herr, wenn man seine Ehre wieder haben will, kann man nicht zu viel dafür bezahlen. Aber dieser Elende wußte, daß ich seiner

Gnade anheim gegeben war, und verlangte mehr als mein Vermögen.«

»Was denn?«

»Die Hand meiner Tochter sollte der Preis sein! Ich habe es abgeschlagen, ich habe mich dem Gericht überliefert und stehe nun vor Ihnen.«

»Und wenn Torres Sie nicht denunziert hätte,« fragte der Richter Jarriquez, »wenn Torres Ihnen nicht auf Ihrer Reise begegnet wäre, was hätten Sie getan, wenn Sie bei Ihrer Ankunft hier erfahren hätten, daß der Richter Ribeiro gestorben sei? Hätten Sie sich auch dann noch der Justiz überliefert?«

»Ohne jedes Bedenken,« antwortete Joam Dacosta mit fester Stimme, »denn ich wiederhole, meine Reise von Iquitos nach Manaos hatte ja lediglich diesen Zweck.«

Dies wurde in einem so echten Ton der Wahrhaftigkeit gesprochen, daß der Richter Jarriquez sich an jener Stelle des Herzens,

wo die Ueberzeugungen sich bilden, von einer eigentümlichen Regung durchdrungen fühlte. Aber er ergab sich noch nicht.

Dies dürfte nicht wunder nehmen. Als Beamter, der diese Vernehmung leitete, wußte er nichts von dem, was denen bekannt ist, die Torres vom Beginn dieser Erzählung an gefolgt sind. Diese können nicht daran zweifeln, daß Torres den faktischen Beweis von der Unschuld Joam Dacostas in Händen hatte. Sie haben die Gewißheit, daß das Schriftstück existierte, worin dieser Beweis enthalten war, und werden sich vielleicht bewogen fühlen, zu glauben, daß der Richter Jarriquez von grausamer Ueberzeugung beherrscht sei.

Aber sie mögen folgendes bedenken: Der Richter Jarriquez ist nicht in ihrer Lage; er ist an die unabänderlichen Beteuerungen der Angeschuldigten, die die Justiz ihm überweist, gewöhnt. Das Schriftstück, auf das Joam Dacosta sich beruft, ist ihm noch nicht vorgelegt worden. Er weiß nicht einmal, ob es tatsächlich existiert, und

schließlich steht ein Mann vor ihm, dessen Schuldigkeit für ihn kraft eines gefällten rechtskräftigen Urteils feststeht.

Inzwischen wollte er, vielleicht aus Kuriosität, versuchen, Joam Dacosta doch noch in die Enge zu treiben.

»Also,« sagte er, »ruht Ihre ganze Hoffnung jetzt auf der Erklärung, die dieser Torres gemacht hat?«

»Ja, Herr Richter,« antwortete Joam Dacosta, »sofern nicht mein ganzes Leben schon für mich spricht.«

»Wo glauben Sie, daß sich Torres zur Zeit befindet?«

»Ich denke, er muß in Manaos sein.«

»Und Sie hoffen, daß er sprechen wird, daß er einwilligen wird, gutwillig das Dokument herauszugeben, für das Sie ihm den verlangten Preis verweigert haben?«

»Das hoffe ich, Herr Richter,« antwortete Joam Dacosta. »Die Situation ist für Torres jetzt nicht mehr die gleiche. Er hat mich denunziert, und infolgedessen kann er keine Hoffnung mehr hegen, das Geschäft unter den Bedingungen fortzuführen, unter denen er es abschließen wollte. Aber dieses Schriftstück kann ihm immer noch ein Vermögen wert sein, das, wenn ich freigesprochen oder verurteilt werde, ihm für immer verloren geht. Da er nun lediglich ein Interesse daran hat, mir dieses Schriftstück zu verkaufen, ohne daß er dabei irgendwie Schaden leiden kann, so denke ich, er wird seinem Interesse gemäß handeln.«

An den Ausführungen Joam Dacostas war nichts abzustreiten. Dies fühlte der Richter Jarriquez wohl. Es war nur der eine Einwand nötig:

»Mag sein! Torres hat ohne Zweifel ein Interesse daran, Ihnen dieses Schriftstück zu verkaufen – wenn dieses Schriftstück überhaupt existiert!«

»Wenn es nicht existiert, Herr Richter,« antwortete Joam Dacosta mit durchdringender Stimme, »bleibt mir nichts weiter übrig, als mich der menschlichen Gerechtigkeit anheim zu geben und die göttliche Gerechtigkeit abzuwarten.«

Nach diesen Worten erhob sich der Richter Jarriquez und sagte diesmal in weniger gleichgiltigem Tone:

»Joam Dacosta, indem ich Sie hier befragt habe und Ihnen Gelegenheit gegeben habe, die Einzelheiten Ihres Lebens darzulegen und Ihre Schuldlosigkeit zu beteuern, bin ich weiter gegangen, als eigentlich meines Amtes ist. Eine Untersuchung in dieser Sache hat schon stattgehabt, und Sie haben vor dem Schwurgericht von Villa Rica gestanden, dessen Wahrspruch ohne Zubilligung mildernder Umstände einstimmig abgegeben worden ist. Sie sind verurteilt worden wegen Anstiftung und Beteiligung an dem Diamantendiebstahl von Tijuco, die Todesstrafe ist über Sie ausgesprochen worden, und nur durch eine

Flucht haben Sie dem Urteil entrinnen können. Aber ob Sie nun jetzt nach 23 Jahren der Justiz sich haben selber überantworten wollen oder nicht, jedesfalls sind Sie eben wieder in Haft. Ein letztes Mal, Sie geben zu, daß Sie Joam Dacosta sind, der wegen des Diamantendiebstahls verurteilt worden ist?«

»Ich bin Joam Dacosta.«

»Sie sind bereit, diese Erklärung schriftlich abzugeben?«

»Ich bin bereit.«

Und mit einer Hand, die nicht zitterte, setzte Joam Dacosta seinen Namen unter das Protokoll, das der Richter Jarriquez von seinem Schreiber hatte aufsetzen lassen.

»Der an den Justizminister adressierte Bericht wird nach Rio de Janeiro abgehen,« sagte der Richter. »Es werden einige Tage vergehen, ehe wir den Befehl erhalten, das Urteil zu vollstrecken, das über Sie

verhängt ist. Wenn also, wie Sie sagen, Torres den Beweis für Ihre Unschuld besitzt, so tun Sie es selbst oder lassen Sie die Ihrigen alle Hebel in Bewegung setzen, damit er diesen Beweis zur rechten Zeit herausgibt! Wenn der Vollstreckungsbefehl eingetroffen ist, so ist kein Aufschub mehr möglich, und die Gerechtigkeit wird ihren Lauf nehmen.«

Joam Dacosta verneigte sich.

»Wird mir erlaubt sein, Frau und Kinder zu sehen?« fragte er.

»Gleich heute, wenn Sie wollen,« antwortete der Richter Jarriquez, »sie können zu Ihnen geführt werden, sobald sie kommen.«

Dann klingelte der Beamte. Die Wächter traten ein und führten Joam Dacosta ab.

Der Richter Jarriquez sah ihm kopfschüttelnd nach.

»Eh, eh! Das ist seltsamer, als ich gedacht hätte,« murmelte er.

Neuntes Kapitel.Der letzte Schlag

Während Joam Dacosta diesem Verhör unterzogen wurde, hatte Yaquita auf eine Anfrage Manuels hin erfahren, daß sie und ihre Kinder zu dem Gefangenen noch am selben Tage um vier Uhr nachmittags Zutritt hätten.

Seit dem verflossenen Tage hatte Yaquita ihr Gemach nicht verlassen. Minha und Lina waren bei ihr. So harrte sie des Augenblicks, wo es ihr erlaubt wurde, ihren Mann wiederzusehen.

Ob Yaquita Garral oder Yaquita Dacosta, er sollte in ihr die treue Gemahlin wiederfinden, die tapfre Gefährtin seines Lebens.

An diesem Tage trat gegen 11 Uhr Benito zu Manuel und Fragoso, die vorn auf der Jangada miteinander sprachen.

»Manuel,« sagte er, »ich habe dich um einen Dienst zu bitten.«

»Um welchen?«

»Sie auch, Fragoso.«

»Ich stehe Ihnen zu Diensten, Signor Benito,« antwortete der Barbier.

»Worum handelt es sich?« fragte Manuel und sah seinen Freund an, dessen Haltung die eines Mannes war, der einen unerschütterlichen Entschluß gefaßt hatte.

»Sie glauben noch immer an die Unschuld meines Vaters?« fragte Benito.

»Ah!« rief Fragoso, »ehe ich Ihren Vater für schuldig hielte, eher würde ich glauben, ich hätte selber das Verbrechen begangen.«

»Nun gut, heute noch muß der Plan ausgeführt werden, den ich gestern gefaßt habe!«

»Torres aufsuchen?« fragte Manuel.

»Ja, und von ihm erfahren, auf welche Weise er hinter den Aufenthaltsort meines Vaters gekommen ist! Hier spielen unerklärliche Dinge mit. Hat er ihn früher schon gekannt? Ich kann es nicht begreifen, da mein Vater 20 Jahre lang nicht aus Iquitos hinausgekommen ist und dieser Elende jetzt erst 30 Jahre alt ist. Aber ehe der Tag vorüber ist, will ich es wissen – sonst Gnade Gott Torres!«

Der Entschluß Benitos machte jede vorherige Erörterung überflüssig. Manuel und Fragoso dachten daher nicht daran, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

»Ich bitte Euch beide also,« fuhr Benito fort, »mich zu begleiten. Wir werden uns sofort aus den Weg machen. Wir dürfen nicht warten, bis Torres von Manaos weg ist. Er hat jetzt sein Schweigen nicht mehr zu verkaufen, und da kann er wohl auf den Gedanken kommen. Also vorwärts!«

Alle drei begaben sich an den Strand des Rio Negro und schlügen den Weg nach der

Stadt ein.

Manaos war nicht so groß, als daß es nicht in ein paar Stunden hätte durchsucht werden können. Wenn es sein mußte, wollte man von Haus zu Haus gehen, um Torres zu suchen; aber besser war es zunächst, sich an die Wirte der Herbergen oder Tabernen zu wenden, wo der Abenteurer eingekehrt sein konnte.

Ohne Zweifel würde der Ex-Hauptmann nicht seinen wahren Namen genannt haben – und er hatte vielleicht persönliche Gründe, jeder Berührung mit dem Gericht aus dem Wege zu gehen.

Immerhin war es unmöglich, daß er den Nachforschungen der jungen Männer entgehen würde, sofern er Manaos noch nicht verlassen hatte. Jedesfalls konnte nicht die Rede davon sein, sich an die Polizei zu wenden; denn es war sehr wahrscheinlich – wie es ja auch in der Tat der Fall war – daß er die Anzeige anonym erstattet haben würde.

Eine Stunde lang liefen Benito, Manuel und Fragoso in den Hauptstraßen der Stadt umher, fragten die Kaufleute in ihren Läden, die Wirte in ihren Tabernen, selbst die Passanten, ohne daß jemand etwas über den Mann hätte angeben können, dessen Signalement sie mit großer Genauigkeit gaben.

Hatte Torres also Manaos verlassen? Mußte jede Hoffnung, ihn wiederzufinden, aufgegeben werden?

Manuel versuchte vergebens, Benito zu beruhigen, der ganz außer sich war. Koste es, was es wolle, er wollte Torres finden.

Der Zufall sollte ihm zu Hilfe kommen, und Fragoso entdeckte endlich die richtige Fährte.

In einer Herberge der Straße Gottes des heiligen Geistes erhielt er auf das Signalement, das er von dem Abenteurer gab, die Antwort, daß dieser Mann am

vergangenen Tage in der Herberge abgestiegen sei.

»Hat er hier übernachtet?« fragte Fragoso.

»Ja,« antwortete der Wirt.

»Ist er jetzt noch hier?«

»Nein, er ist fort.«

»Er hat seine Rechnung beglichen, wie jemand, der abreisen will?«

»Keineswegs. Er ist seit einer Stunde fort und wird wohl zum Abendessen zurückkehren.«

»Wissen Sie, wohin er gegangen ist?«

»Er ist nach dem Amazonas zu gegangen und zur untern Stadt hinabgestiegen. Wahrscheinlich wird er dort zu finden sein.«

Weiter hatte Fragoso nichts zu fragen. Kurz darauf war er wieder bei den jungen Leuten

und sagte zu ihnen:

»Ich bin Torres auf der Spur.«

»Ist er da?« rief Benito.

»Nein, er ist weggegangen und zwar nach dem Amazonenstrom zu.«

»Vorwärts!« rief Benito.

Sie mußten zum Strom hinunter, und der kürzeste Weg war am linken Ufer des Rio Negro entlang bis zur Mündung.

Benito und seine Gefährten hatten bald die letzten Häuser der Stadt hinter sich und gingen am Strande entlang, indem sie jedoch einen Umweg machten, um nicht an der Jangada vorüber zu müssen.

Die Ebene war um diese Zeit verlassen. Der Blick konnte sich in der Ferne über das Land hinweg verlieren, wo bebaute Felder an Stelle der Wälder von ehemals getreten waren.

Benito sprach nicht. Er hätte kein Wort hervorbringen können. Manuel und Fragoso achteten sein Schweigen.

So gingen sie alle drei, hielten Umschau und durcheilten das Land vom Ufer des Rio Negro bis zum Amazonenstrom. Dreiviertel Stunden, seit sie von Manaos weg waren, waren sie gegangen und hatten noch nichts entdeckt.

Ein paarmal trafen sie Indianer, die auf dem Lande arbeiteten. Manuel fragte sie, und endlich sagte ihnen einer, daß ein Mann, auf den die gegebene Beschreibung passte, vorübergegangen sei und den Weg nach der Ecke genommen hatte, den die beiden Ströme bei ihrem Zusammenfluß bildeten.

Ohne weiter zu fragen, stürzte Benito in unwiderstehlichem Drange vorwärts, und seine beiden Gefährten mußten sich beeilen, damit er sich nicht von ihnen entfernte.

Das linke Ufer des Amazonenstromes kam jetzt in Entfernung von einer Viertelmeile in Sicht. Der hohe Uferrand verbarg einen Teil des Horizonts und beschränkte den Ueberblick auf einen Kreis von einigen hundert Schritt.

Benito beschleunigte seinen Lauf und verschwand bald hinter einem der Sandhügel.

»Schneller! schneller!« sagte Manuel zu Fragoso. »Wir dürfen ihn nicht einen Augenblick allein lassen!«

Und alle beide eilten weiter, als ein Schrei erscholl.

Hatte Benito Torres bemerkt? Hatte jener ihn gesehen? Waren Benito und Torres schon handgemein?

Fünfzig Schritte von der Stelle waren Manuel und Fragoso entfernt, und als sie eilig um einen Vorsprung des Strandes

gebogen waren, sahen sie zwei Männer einander gegenüberstehen.

Es waren Benito und Torres.

In einem Augenblick waren Manuel und Fragoso bei ihnen.

Man hätte glauben mögen, daß Benito in seiner furchtbaren Aufregung sich nicht würde bezwingen können, als er sich dem Abenteurer gegenüber sah.

Dem war keineswegs so.

Sobald der junge Mann vor Torres stand, sobald er die Gewißheit hatte, daß dieser ihm nicht mehr entrinnen könnte, vollzog sich eine vollständige Umwandlung in seinem Wesen, die übervolle Brust wurde frei, er gewann seine ganze Kaltblütigkeit wieder und war völlig Herr seiner selbst.

Die beiden Männer sahen sich eine Weile an, ohne ein Wort zu sprechen.

Torres unterbrach zuerst das Schweigen, indem er in seinem gewohnten unverschämten Tone ausrief:

»Ah, Signor Benito Garral!«

»Nein, Benito Dacosta,« antwortete der junge Mann.

»Richtig,« versetzte Torres, »Signor Benito Dacosta nebst Signor Manuel Valdez und meinem Freunde Fragoso.«

Bei dieser anmaßenden Bezeichnung von seiten des Abenteurers wollte Fragoso, der nicht übel Lust hatte, sich hierfür Genugtuung zu verschaffen, sich auf Torres stürzen: aber Benito, der nicht im geringsten aus der Ruhe kam, hielt ihn zurück.

»Was ficht Euch an, mein Wackrer?« rief Torres, ein paar Schritte zurücktretend. »Ich glaube, ich tue gut, auf meiner Hut zu sein.«

Bei diesen Worten zog er aus seinem Puncho eine Manchetta, jene nach Belieben zum Angriff und zur Verteidigung gleich geeignete Waffe, ohne die ein Brasilianer nie anzutreffen ist. Dann duckte er sich, stemmte die Füße fest ein und wartete.

»Ich habe Sie gesucht, Torres,« sagte jetzt Benito, der selbst angesichts dieser herausfordernden Stellung noch keinen Finger rührte.

»Mich gesucht?« versetzte der Abenteurer.
»Ich bin nicht schwer zu finden. Und warum haben Sie mich gesucht?«

»Um aus Ihrem Munde zu hören, was Sie über die Vergangenheit meines Vaters zu wissen scheinen.«

»Wirklich.«

»Ja! Ich erwartete, daß Sie mir sagen werden, wie Sie ihn erkannt haben, warum Sie um unsere Fazenda im Walde von

Iquitos herumgestreift sind, warum Sie in Tabatinga auf uns gewartet haben ...?«

»Ei wohl! mich dünkt, nichts ist klarer!« versetzte Torres lachend. »Ich habe auf ihn gewartet, um an Bord der Jangada zu kommen, und ich bin an Bord der Jangada gekommen, um ihm einen sehr einfachen Vorschlag zu machen – den abzulehnen er vielleicht unrecht getan hat!«

Bei diesen Worten vermochte Manuel nicht länger an sich zu halten. Mit bleichem Gesicht und funkelndem Auge ging er auf Torres los.

Benito wollte alle Mittel der Versöhnlichkeit versuchen und trat zwischen ihn und den Abenteurer.

»Halt an dich, Manuel!« sagte er. »Ich tue es auch!« Dann fuhr er fort:

»Ich weiß, Torres, aus welchen Gründen Sie an Bord der Jangada gekommen sind. Da Sie ein Geheimnis besaßen, das Ihnen ohne

Zweifel anvertraut worden ist, wollten Sie einen Handel abschließen. Das kommt aber jetzt nicht in Betracht.«

»Was denn?«

»Ich will wissen, woran Sie Joam Dacosta in dem Fazendero von Iquitos erkannt haben.«

»Woher ich ihn kenne!« antwortete Torres. »Das ist meine Sache, und ich fühle nicht das Bedürfnis, es Ihnen zu erzählen. Die Hauptsache ist, daß ich mich nicht getäuscht habe, als ich ihn als den wahren Urheber des Verbrechens von Tijuco denunzierte.«

»Sie werden es mir sagen,« rief Benito, der die Herrschaft über sich zu verlieren begann.

»Ich werde nichts sagen!« versetzte Torres. »Ah! Joam Dacosta hat meine Vorschläge zurückgewiesen! Er hat sich geweigert, mich in seine Familie aufzunehmen! Nun

gut! Jetzt, wo sein Geheimnis bekannt ist, wo er verhaftet ist, jetzt will ich nichts davon wissen, in diese Familie hineinzukommen, die Familie eines Diebes, eines Mörders, eines Verurteilten, dem der Galgen winkt!«

»Elender!« rief Benito, zog seinerseits eine Manchetta aus dem Gürtel und ging zum Angriff vor.

Manuel und Fragoso hatten unwillkürlich ebenfalls in Hast zu den Waffen gegriffen.

»Drei gegen einen?« rief Torres.

»Nein! Einer gegen einen!« antwortete Benito.

»Wirklich! Ich war eher gefaßt auf einen mörderischen Ueberfall vom Sohne eines Mörders!«

»Torres!« schrie Benito. »Verteidige dich, oder ich steche dich nieder wie einen tollen Hund.«

»Toll, mag sein!« rief Torres dagegen.
»Aber ich beiße, Benito Dacosta, hüte dich
vor den Bissen!«

Dann war er in Kampfesbereitschaft, die Manchetta in der Hand, und wartete auf die Gelegenheit, sich über seinen Gegner zu werfen.

Benito war ein paar Schritte zurückgetreten.

»Torres,« sagte er, und gewann noch einmal alle Kaltblütigkeit wieder, die er auf einen Augenblick verloren hatte, »Sie waren der Gast meines Vaters, Sie haben ihn bedroht. Sie haben ihn verraten, Sie haben ihn denunziert, Sie haben einen Unschuldigen angeklagt, und mit Gottes Hilfe werde ich Sie töten!«

Das allerfrechste Lächeln machte sich auf den Lippen des Abenteurers breit. Vielleicht hatte der Erbärmliche in diesem Augenblick den Gedanken, jeden Kampf zwischen Benito und sich zu verhindern. Er war in der Lage. Es war ihm klar, daß Joam

Dacosta von dem Schriftstück, das den faktischen Beweis seiner Unschuld enthielt, nichts gesagt hatte.

Wenn er nun Benito eröffnete, daß er, Torres, diesen Beweis besaß, so hätte er ihn im Augenblick entwaffnet. Aber abgesehen davon, daß er bis zum letzten Moment warten wollte, um womöglich einen noch bessern Preis für das Dokument zu erzielen, ließ die Erinnerung an die beleidigenden Worte des jungen Mannes, der Haß gegen all die Seinen, ihn selbst sein Interesse in diesem Augenblicke außer acht lassen.

Uebrigens war der Abenteurer sehr geübt in der Führung der Manchetta, die er oft zu brauchen Gelegenheit gehabt hatte. Außerdem war er kräftig, flink und geschickt gegen einen Feind, der kaum 20 Jahre alt war und nicht die gleiche Kraft und Geschicklichkeit haben konnte, also waren die Chancen auf seiner Seite,

Manuel wollte daher ein letztes Mal versuchen, für Benito einzutreten.

»Nein, Manuel,« antwortete kalt der junge Mann, »ich allein habe die Pflicht, meinen Vater zu rächen, und da es nötig ist, daß hier alles sich nach Vorschrift vollziehe, bist du mein Zeuge.«

»Benito!«

»Sie, Fragoso, werden es mir nicht abschlagen, wenn ich Sie bitte, diesem Menschen als Zeuge zu dienen.«

»Meinetwegen,« antwortete Fragoso, »obgleich das niemandem Ehre macht. – Ich hätte ohne so viel Zeremonien,« setzte er hinzu, »den Kerl einfach wie ein wildes Tier niedergeschossen.«

Der Platz, wo der Zweikampf stattfinden sollte, war ein flaches Stück des Ufers, das etwa 40 Fuß breit und 15 Fuß über dem Amazonenstrom gelegen war.

Es brach jäh ab und war daher sehr abschüssig. An seinem Fuße floß das

Wasser langsam vorbei, die Schilfbündel
bespülend, die es unten umsäumten.

In der Breite bot dieser Platz nur geringen
Spielraum, und derjenige von beiden
Gegnern, der zurückwich, mußte bald in
den Abgrund stürzen.

Auf das von Manuel gegebene Zeichen
gingen Benito und Torres aufeinander los.

Benito hatte sich jetzt völlig in der Gewalt.
Er verteidigte eine heilige Sache und war
kalten Blutes.

Als beide aufeinander gerieten, führte
Benito den ersten Stoß. Torres parierte.
Beide Gegner sprangen wieder zurück.
Aber gleich darauf waren sie wieder
beieinander und packten sich mit der linken
Hand bei der Schulter. Sie wollten nicht
wieder voneinander los.

Torres, der der stärkere war, führte von der
Seite einen Stoß, dem Benito nicht ganz
ausweichen konnte. Er wurde in der rechten

Hüfte getroffen, und der Stoff seines Puncho färbte sich von Blut.

Aber er erwiderte den Stoß rasch und verletzte Torres leicht an der Hand.

Dann wurden mehrere Stöße gewechselt, ohne daß es zur Entscheidung kam. Der Blick Benitos, der noch immer schwieg, bohrte sich in Torres Auge, wie ein Dolch, der bis ins Herz drang.

Der Elende begann sichtlich zu ermatten. Er wich allmählich zurück, von dem unversöhnlichen Richter gedrängt, der mehr darauf bedacht war, den Mann, der seinen Vater denunziert hatte, zu töten als sich selber zu verteidigen. Benito stieß nur wieder und wieder zu, um ihn zu treffen, und der andere war schon nur noch bemüht, die Stöße zu parieren.

Bald sah Torres sich an den Rand des Ufers gedrängt, wo der Strand, ein wenig vorspringend, in den Strom abstürzte. Er begriff die Gefahr, wollte zum Angriff

übergehen und das verlorne Terrain wiedergewinnen ... seine Unruhe wurde ärger ... sein Blick erlosch unter dem Blick seines Gegners ... er mußte sich endlich beugen vor dem Arm, der ihn bedrohte.

»So stirb!« rief Benito.

Der Stoß traf mitten in die Brust, aber die Spitze der Manchetta stumpfte sich ab an einem harten Gegenstand, der unter Torres Puncho verborgen war.

Benito drang mit doppeltem Eifer vor. Torres, dessen Stoß fehlgegangen war, fühlte sich verloren. Er wollte schreien, – schreien, daß Joam Dacostas Leben von dem seinen abhing ... er hatte nicht mehr die Zeit dazu.

Ein zweiter Stoß der Manchetta traf den Abenteurer mitten ins Herz. Er fiel zurück, und da ihm der Boden plötzlich fehlte, stürzte er vom Ufer hinab. Ein letztes Mal klammerten sich seine Fäuste krampfhaft an ein Schilfbündel, aber er konnte sich

nicht festhalten und verschwand im Wasser des Stromes.

Benito hatte sich auf Manuels Schulter gestützt. Fragoso drückte ihm die Hand.

Er wollte seinen Freunden nicht einmal die Zeit lassen, seine Wunde zu verbinden, die unbedeutend war.

»Nach der Jangada!« rief er, »nach der Jangada!«

Im Drang einer tiefen Erregung folgten ihm Manuel und Fragoso ohne ein weiteres Wort.

Eine Viertelstunde später trafen alle drei an dem Strande ein, wo die Jangada festgelegt war.

Benito und Manuel eilten in das Zimmer der Mutter und Schwester und benachrichtigten beide von dem, was vorgefallen war.

»Mein Sohn!«

»Mein Bruder!«

Diese Rufe waren einander unmittelbar gefolgt.

»Zum Gefängnis!« rief Benito.

»Ja – komm – komm!« antwortete Yaquita.

Benito zog seine Mutter mit sich fort.
Manuel folgte. Alle drei gingen an Land und eilten nach Manaos. Eine halbe Stunde später trafen sie vorm Stadtgefängnis ein.

Auf die vom Richter Jarriquez erteilte Weisung hin wurden sie sofort eingelassen und in das Zimmer geführt, das der Gefangene inne hatte.

Die Tür öffnete sich.

Joam Dacosta sah seine Frau, seinen Sohn und Manuel eintreten.

»Ah, Joam, mein Joam!« rief Yaquita.

»Yaquita! meine Frau! Meine Kinder!« rief der Gefangene, ihnen, die Arme öffnend und sie an die Brust drückend.

»Mein unschuldiger Joam!«

»Unschuldig und gerächt!« rief Benito.

»Gerächt! Wie meinst du das?«

»Torres ist tot, Vater, und tot durch meine Hand!«

»Tot! ... Torres! ... tot!« rief Joam Dacosta.
»Ach, mein Sohn, mein Sohn! ... Du hast mich zu Grunde gerichtet!«

Zehntes Kapitel.Beschlüsse

Wenige Stunden später war die ganze Familie nach der Jangada zurückgekehrt und in dem gemeinsamen Saale. Alle waren da – bis auf jenen Gerächten, den ein letzter Schlag getroffen hatte.

Benito war niedergeschmettert und klagte sich an, seinen Vater vernichtet zu haben. Hätten Yaquita, seine Schwester, Manuel und Padre Passanha ihn nicht flehentlich gebeten, so hätte er in den ersten Augenblicken seiner Verzweiflung sich vielleicht ein Leid zufügen können.

Aber man hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und war stets bei ihm. Und doch! hatte er nicht eine gerechte Rache an dem Verräter seines Vaters vollzogen!

Ach! warum hatte Joam Dacosta nicht alles gesagt, ehe er die Jangada verließ! Warum hatte er zurückgehalten und nur dem Richter gegenüber von diesem faktischen

Beweis seiner Unschuld sprechen wollen?
Warum hatte er in seiner Unterhaltung mit
Manuel nach der Ausweisung des
Abenteurers von dem Schriftstück
geschwiegen, das Torres in Händen zu
haben vorgab?

Aber konnte man im Grunde dem, was
Torres ihm gesagt hatte, Glauben
beimessen? Konnte man als gewiß
annehmen, daß sich ein solches Schriftstück
im Besitz des Schurken befand?

Wie dem auch sein mochte, die Familie
wußte jetzt alles, und zwar aus dem Munde
Joam Dacostas selbst. Sie wußte, daß nach
Torres' Aussage der Beweis für die
Unschuld des Verurteilten von Tijuco
wirklich existierte, daß dieses Schriftstück
von dem Urheber des Verbrechens
eigenhändig geschrieben worden war: daß
dieser Verbrecher, in der Todesstunde von
Reue erfaßt, es seinem Gefährten Torres
übergeben hatte, und daß dieser, anstatt den
Willen des Sterbenden zu erfüllen, aus der

Uebergabe dieses Schriftstücks einen schmählichen Handel habe machen wollen.

Aber sie wußte auch, daß Torres in diesem Zweikampf gefallen war, daß seine Leiche im Amazonenstrom versunken war, und daß er gestorben war, ohne den Namen des wahren Schuldigen zu nennen.

Wenn nicht ein Wunder geschah, so mußte Joam Dacosta jetzt als rettungslos verloren angesehen werden. Der Tod des Richters Ribeiro einerseits – der Tod des Angebers Torres andererseits, das war ein doppelter Schlag, unter dem er zusammenbrechen mußte.

Allerdings war die öffentliche Meinung, die wie überall und immer in die unrechte Wageschale geworfen wurde, vollständig gegen den Gefangenen. Die so unerwartete Verhaftung Joam Dacostas rief die Erinnerung an jenen furchtbaren Ueberfall von Tijuco wach, der in 23 Jahren vergessen worden war. Der Prozeß des jungen Minenangestellten im

Diamantendistrikt, seine Verurteilung zum Tode, seine Flucht wenige Stunden vor der Hinrichtung, alles wurde wieder aufgefrischt und wieder vergegenwärtigt.

Ein Artikel, der zu dem »Diario do Gran Para« erschien, der verbreitetsten Zeitung dieser Gegend, gab einen erneuten Bericht aller Einzelheiten des Verbrechens und sprach sich dann in offenkundiger Feindseligkeit gegen den Gefangenen aus. Warum hätte man an die Unschuld Joam Dacostas glauben sollen, da man doch all das nicht wußte, was die Seinen wußten – was nur sie wissen konnten.

In der Bevölkerung von Manaos herrschte daher sogleich übergroße Aufregung. Der Haufe der wahnwitzig verblendeten Indianer und Schwarzen umringte auf der Stelle das Gefängnis und schrie: »Tod! Tod!«

In diesem Lande der beiden Amerika, wo in dem einen Teile oft häßliche Vollstreckungen der Lynchjustiz

vorkommen, gibt sich die Menge ihren grausamen Instinkten hin, und man konnte befürchten, daß sie in diesem Falle eigenhändig das Urteil vollziehen möchte.

Welche traurige Nacht für die Passagiere der Jangada! Die Herrschaft und die Diener waren von diesem Schlage niedergeschmettert! Konnte man dieses Personal der Fazenda nicht auch eine Familie nennen? Alle waren entschlossen, über Yaquita und den Ihnen zu wachen.

Am Ufer des Rio Negro gingen Eingeborne, sichtlich erregt über die Verhaftung Joam Dacostas hin und her, und wer weiß, zu welchen Ausschreitungen sich diese Leute, die noch halb Barbaren waren, vielleicht hinreißen ließen.

Die Nacht verging jedoch, ohne daß etwas gegen die Jangada unternommen wurde.

Am folgenden Tage, dem 26. August, versuchten Manuel und Fragoso, die in dieser Nacht der Angst Benito nicht einen

Augenblick verlassen hatten, den jungen Mann seiner Verzweiflung zu entreißen. Nachdem sie ihn beiseite geführt hatten, machten sie ihm begreiflich, daß kein Augenblick zu verlieren sei, sondern daß man sich zum Handeln entschließen müsse.

»Benito,« sagte Manuel, »gewinne wieder Gewalt über dich, werde wieder ein Mann! werde wieder ein Sohn!«

»Mein Vater!« rief Benito. »Ich habe ihn getötet!«

»Nein,« antwortete Manuel, »und es ist möglich, daß mit Gottes Hilfe noch nicht alles verloren ist!«

»Hören Sie uns an, Benito!« sagte Fragoso.

Der junge Mann strich sich mit der Hand über die Augen und raffte sich gewaltsam empor.

»Benito,« fuhr Manuel fort, »Torres hat nichts gesagt, was uns über seine

Vergangenheit aufklären könnte. Wir können daher nicht wissen, wer der Urheber des Verbrechens von Tijuco ist, noch unter welchen Umständen er das Verbrechen ausgeführt hat. In dieser Richtung Nachforschungen anzustellen, wäre also verlorne Zeit.«

»Und die Zeit drängt!« setzte Fragoso hinzu.

»Uebrigens,« sagte Manuel, »wenn es uns selbst gelänge zu erfahren, wer der Gefährte von Torres gewesen ist, so ist dieser doch tot und könnte nicht die Unschuld Joam Dacostas bezeugen. Aber nichtsdestoweniger steht es fest, daß der Beweis dieser Unschuld vorhanden ist, und wir brauchen nicht am Vorhandensein eines Dokuments zu zweifeln, mit dem Torres ein Geschäft hat machen wollen. Er hat es ja selber gesagt. Dieses Dokument ist ein von dem Schuldigen eigenhändig geschriebenes Geständnis, das den Ueberfall bis in seine kleinsten Einzelheiten berichtet und die Ehre unsers Vaters wiederherstellt. Ja,

hundertmal ja! Dieses Schriftstück existiert!«

»Aber Torres ist dahin!« rief Benito. »Und mit diesem Elenden ist das Schriftstück zu Grunde gegangen.«

»Warte und verzweifle noch nicht!« antwortete Manuel. »Du erinnerst dich wohl, unter welchen Umständen wir Torres kennen gelernt haben? Mitten im Walde von Iquitos. Da verfolgte er einen Affen, der ihm ein metallnes Etui gestohlen hatte, an dem ihm sehr viel gelegen zu sein schien, und schon seit zwei Stunden hatte er dem Affen nachgestellt, als das Tier von unserer Kugel fiel. Glaubst du denn nun, daß wegen ein paar Geldstücken Torres so erpicht darauf gewesen wäre, es wiederzubekommen? Erinnerst du dich nicht, wie außerordentlich froh Torres sich zeigte, als du ihm dieses Etui zurückgabst, das du der Hand des Affen entrissest?«

»Ja! – ja!« antwortete Benito. »Dieses Etui – das ich in der Hand hatte – das ich ihm

wiedergegeben habe! – Vielleicht enthielt es ...?«

»Das ist nicht nur wahrscheinlich – das steht fest!« versetzte Manuel.

»Und ich füge hinzu,« fiel Fragoso ein – »denn dieser Umstand kommt mir jetzt ins Gedächtnis: während Sie sich Egas angesehen haben, bin ich an Bord geblieben auf Linas Rat hin, um Torres zu bewachen, und ich habe gesehen – ja wohl – ich habe gesehen, wie er ein altes ganz vergilbtes Blatt Papier wieder und wieder las – indem er Worte murmelte, die ich nicht verstehen konnte.«

»Das war das Dokument!« rief Benito, der sich an dieser Hoffnung wieder aufrichtete, der einzigen, die ihm verblieb – »aber hat er dieses Dokument nicht am Ende an einem sichern Orte verborgen?«

»Nein!« antwortete Manuel, »nein! – Dieses Schriftstück war zu kostbar, als daß Torres daran hätte denken können, sich

davon zu trennen. Er hat es immer bei sich getragen – ohne Zweifel eben in diesem Etui!«

»Warte – warte – Manuel,« rief Benito.
»Ich erinnere mich – ja, mir fällt ein, – während des Duells – beim ersten Stoß, den ich gegen Torres tat – mitten auf die Brust – da traf meine Manchetta unter seinen: Puncho auf einen harten Gegenstand – wie ein Metallstück

»Das war das Etui!« rief Fragoso.

»Ja!« antwortete Manuel. »Es ist kein Zweifel mehr möglich. Dieses Etui hatte er in einer Tasche seines Wamses.«

»Aber der Leichnam Torres'?«

»Wir finden ihn!«

»Aber das Papier! Das Wasser ist zu ihm gedrungen, hat es vielleicht zerstört und unlesbar gemacht!«

»Warum?« antwortete Manuel. »Da doch das Metalletui hermetisch verschlossen war!«

»Manuel,« antwortete Benito, sich an diese letzte Hoffnung klammernd, »du hast recht! Wir müssen Torres' Leiche wiederfinden! Wir müssen diesen ganzen Teil des Stromes durchsuchen, wenn es nötig – aber wir werden ihn finden!«

Der Lotse Araujo wurde sofort herbeigerufen und von dem, was unternommen werden sollte, unterrichtet.

»Gut!« antwortete Araujo. »Ich kenne die Wirbel und Stromschnellen am Zusammenfluß des Rio Negro und des Amazonas. Unsre Suche nach der Leiche Torres' kann Erfolg haben. Wir wollen die beiden Pirogen, die beiden Ubas und zwölf von unsren Indianern mitnehmen und gleich losfahren.«

Padre Passanha kam jetzt aus Yaquitas Zimmer. Benito trat auf ihn zu und teilte

ihm in kurzen Worten mit, was sie versuchen wollten, um das Schriftstück zu erlangen.

»Sagen Sie meiner Mutter und meiner Schwester noch nichts!« setzte er hinzu.
»Wenn diese letzte Hoffnung fehlschläge, das wäre ihr Tod!«

»Geh, mein Kind, geh!« antwortete Padre Passanha, »und möge Gott dir bei deinen Nachforschungen beistehen!«

Fünf Minuten später verließen die vier Fahrzeuge die Jangada; Sie fuhren den Rio Negro hinunter und kamen an das Ufer des Amazonenstromes – genau an die Stelle, wo Torres zu Tode getroffen in der Flut verschwunden war.

Elftes Kapitel.Auf der Suche

Unverzüglich sollte mit den Nachforschungen begonnen werden, und zwar aus zwei schwerwiegenden Gründen:

Erstens stand Leben und Tod dabei auf dem Spiele, denn es handelte sich darum, daß der Beweis von der Unschuld Joam Dacostas beigebracht wurde, ehe der Befehl von Rio de Janeiro einlief. Da die Identität des Verurteilten festgestellt war, konnte dieser Befehl in der Tat nur ein Vollstreckungsbefehl sein.

Zweitens durfte Torres' Leichnam nur so kurze Zeit wie irgend möglich im Wasser gelassen werden, um das Etui und den Inhalt unbeschädigt vorzufinden.

Araujo lieferte in dieser Lage den Beweis nicht nur für seinen Eifer und seine Intelligenz, sondern auch für seine äußerst genaue Kenntnis des Stromes am Mündungspunkte des Rio Negro.

»Wenn Torres,« sagte er zu den jungen Leuten, »zunächst von der Strömung weggetrieben worden ist, dann müssen wir den Fluß auf eine ziemlich lange Strecke absuchen, denn wenn wir abwarten wollen, bis der Leichnam infolge der Zersetzung an die Oberfläche käme, so würden wir mehrere Tage dazu brauchen.«

»Das geht nicht an,« antwortete Manuel, »und wir müssen heute noch ans Ziel kommen.«

»Wenn im Gegenteil,« fuhr der Lotse fort, »der Leichnam im Kraut und Schilf hängen geblieben ist, dann werden wir ihn in einer Stunde gefunden haben.«

»Also ans Werk!« schloß Benito.

Es blieb in der Tat weiter keine Wahl. Die Fahrzeuge näherten sich dem Ufer, und die Indianer begannen mit langen Stangen alle Teile des Stromes unterhalb des Strandes, wo der Zweikampf stattgefunden hatte, abzutasten.

Dieser Fleck war leicht wiederzuerkennen. Eine Blutspur kennzeichnete den Kreideabsturz, der senkrecht ins Wasser fiel. Kleine, auf den Schilfblättern verspritzte Tropfen machten die Stelle kenntlich, wo die Leiche verschwunden war.

Ein Ufervorsprung, der 50 Fuß stromabwärts hervortrat, hielt hier das Wasser unbeweglich in einer Art Stauflut zurück. Keine Strömung zeigte sich am Fuße des Abhangs, und das Schilf stand hier völlig still.

Man konnte daher hoffen, daß Torres' Leichnam nicht ins weite Wasser weggeführt worden sei. Selbst wenn das Flußbett hier abschüssig wäre, so hätte er nur ein paar Klafter den Abhang hinabgleiten können: und auch weiter unten machte keine Strömung sich bemerkbar.

Die Ubas und Pirogen teilten sich in die Arbeit und begrenzten das Feld der Nachforschungen auf den äußersten

Umkreis des Stauwassers. Von außen nach innen tastend, wurde mit den langen Stangen jedes Fleckchen abgesucht.

Aber der Leichnam des Abenteurers wurde weder im Schilf noch auf dem Grunde des Wassers gefunden.

Zwei Stunden nach Beginn der Nachforschungen kam man zu der Annahme, daß der Leichnam jedenfalls den abschüssigen Boden hinuntergeglitten und schräg gefallen war, so daß er aus dem Bereich der Stauwasser heraus gekommen und an eine Stelle geraten war, wo die Wirkung der Strömung bemerkbar zu werden begann.

»Deswegen brauchen wir aber nicht zu verzweifeln,« sagte Manuel, »oder gar unsere Nachforschungen aufzugeben.«

»Und müßten wir auch,« rief Benito, »den Strom in seiner ganzen Länge und Breite durchsuchen!«

»In seiner ganzen Breite, vielleicht,« antwortete Araujo. »In seiner ganzen Länge, nein, das ist glücklicherweise nicht nötig!«

»Warum?« fragte Manuel.

»Weil eine Meile abwärts vom Zufluß des Rio Negro der Amazonas ein sehr scharfes Knie macht und gleichzeitig sein Flußbett jäh emporsteigt. Dort ist also gleichsam ein natürlicher Damm, über den nur das, was an der Oberfläche treibt, hinwegkommt.«

Dies war ein glücklicher Umstand, wenn Araujo sich nicht täuschte. Aber im Grunde konnte man sich auf diesen alten Kenner des Amazonenstromes verlassen. Seit 30 Jahren betrieb er das Lotsen-Gewerbe, und die Fahrt über diese Stelle des Stromes, wo die Strömung infolge der Einzwängung äußerst reißend ist, war ihm oft sauer genug geworden.

Araujo hatte also recht, wenn er sagte, der Leichnam könne, sofern er durch sein

spezifisches Gewicht noch auf dem sandigen Grunde des Bettes gehalten wurde, nicht über diesen Damm hinausgetrieben sein. Wenn er allerdings später infolge der Gasausdehnung an die Oberfläche stiege, so würde ihn dann ohne Zweifel die Strömung erfassen und er sich unfindbar stromabwärts über den Damm hinaus verlieren. Aber dieses rein physische Moment konnte erst in einigen Tagen eintreten.

Man konnte sich in dieser Sache an keinen geschicktern und erfahrenern Mann wenden als an den Lotsen Araujo. Da er nun versicherte, daß die Leiche nicht über den engen Kanal, also höchstens eine Meile weit, getrieben sein konnte, so brauchte nur dieser Teil des Stromes abgesucht zu werden, und die Leiche mußte gefunden werden.

Keine Insel und kein Eiland unterbrach übrigens an dieser Stelle den Lauf des Amazonas. Hieraus folgte, daß, nach einer Untersuchung der beiden Ufer bis zu dem

Damm das 500 Fuß breite Bett selbst auf das eingehendste abgeforscht werden mußte.

Folgendermaßen gingen sie nun zu Werke. Die Fahrzeuge begaben sich an das linke und rechte Ufer des Amazonenstromes und fuhren dort entlang. Mit Stangenstößen wurde Schilf und Kraut durchsucht. Die geringsten Vorsprünge des Ufers, an denen ein Körper hätte hängen bleiben können, entgingen den Nachsuchungen Araujos und seiner Indianer nicht.

Aber die ganze Arbeit führte zu keinem Ergebnis, und der Tag war schon zur Hälfte verflossen, ohne daß der unauffindbare Leichnam an die Oberfläche des Stromes gebracht worden wäre.

Eine Stunde Ruhe wurde den Indianern gewährt. Während dieser Pause aßen sie, dann machten sie sich wieder ans Werk.

Diesmal teilten sich die vier Boote unter Leitung von Araujo, Benito, Fragoso und

Manuel den ganzen Raum zwischen der Mündung des Rio Negro und dem Damm in vier Bezirke. Jetzt handelte es sich darum, das Strombett abzusuchen.

An gewissen Stellen kam man mit den Stangen nicht aus, um den Grund hinreichend zu untersuchen. Deshalb wurden an Bord Baggerhaken oder vielmehr Eggen aus Draht und Steinen, die von einem festen Netz umschlossen wurden, hergerichtet, und während die Boote scharf dem Ufer parallel fuhren, wurden diese Harken ins Wasser gelassen und am Grunde hingezogen.

Bei dieser schwierigen Arbeit verblieben Benito und die Seinen bis zum Abend. Die mit Rudern bewegten Pirogen und Ubas befuhren den Wasserspiegel in dem ganzen Becken, das stromabwärts an dem Damm endete, nach allen Richtungen hin.

Während dieses Teils der Arbeit gab es aufregende Momente genug, wenn die Haken an einem Gegenstande hängen

blieben und Widerstand leisteten. Dann wurden sie heraufgezogen, aber an Stelle des so begierig gesuchten Leichnams brachten sie nur ein paar schwere Steine oder Krautklumpen, die sie aus ihrem Sandbett rissen, mit hinauf.

Dennoch dachte niemand daran, die unternommene Suche aufzugeben. Alle vertieften sich ohne Nebengedanken in dieses Werk der Rettung. Benito, Manuel und Araujo hatten es nicht nötig, die Indianer anzuspornen. Die braven Leute wußten, daß sie für den Fazendero von Iquitos arbeiteten, für den Mann, den sie liebten, für das Haupt der großen Familie, die in einundderselben Gleichheit Herren und Diener umfaßte!

Ja! wenn es sein mußte, wollte man, ohne an Ermüdung zu denken, die Nacht über die Arbeit fortsetzen. Alle wußten nur zu gut, was jede verlorne Minute wert war.

Kurz vor Sonnenuntergang gab jedoch Araujo, der ein Weiterarbeiten bei

Dunkelheit für unnütz erklärte, das Zeichen, die Boote zurückzurudern, und sie fuhren daher wieder zur Mündung des Rio Negro, um sich nach der Jangada zu begeben.

So sorgfältig und so besonnen die Arbeit auch ausgeführt worden war, sie hatte nichts gefruchtet!

Auf der Rückfahrt wagten Manuel und Fragoso nicht vor Benito von diesem Mißerfolg zu sprechen. Mußten sie nicht befürchten, daß die Entmutigung ihn zu einer verzweifelten Tat hinreißen könnte?

Aber der junge Mann hatte jetzt weder Mut noch Kaltblütigkeit verloren. Er war entschlossen, in diesem äußersten Kampf, seines Vaters Leben und Ehre zu retten, ans Ziel zu gelangen, und er war es, der das Wort an seine Gefährten richtete.

»Auf morgen!« rief er. »Wir fangen morgen von vorn an und in besserer Weise, wenn das möglich ist!«

»Jawohl,« antwortete Manuel. »Das läßt sich noch besser machen. Wir können noch nicht sagen, daß wir dieses Becken in der ganzen Ausdehnung seiner Tiefe völlig abgesucht hätten!«

»Nein, das können wir nicht,« antwortete Araujo, »und ich halte aufrecht, was ich gesagt habe: Der Leichnam Torres' ist da – er ist da, weil er nicht wegtreiben kann, weil er über den Damm nicht hinauskann, weil er erst nach einigen Tagen an die Oberfläche steigen und stromab schwimmen kann! Ja, er ist da – und es soll nie wieder ein Schluck Rum an meine Lippen kommen, wenn ich ihn nicht wiederfinde!«

Diese Versicherung aus dem Munde des Lotsen war von großem Wert und wohl angetan, wieder Hoffnung zu machen.

Aber Benito wollte sich nicht mehr an Worten genügen lassen, er wollte Tatsachen sehen, wie sie auch sein mochten, und glaubte antworten zu müssen:

»Ja, Araujo, die Leiche Torres' ist noch in diesem Becken, und wir werden sie wiederfinden, wenn –«

»Wenn?« fragte der Lotse.

»Wenn sie nicht den Kaimans zum Opfer gefallen ist.«

Manuel und Fragoso warteten voller Spannung, was Araujo hierauf antworten würde.

Der Lotse schwieg ein Weilchen. Er wollte überlegen, ehe er Antwort gab.

»Signor Benito,« sagte er endlich, »es ist nicht meine Gewohnheit, etwas leichthin zu sagen. Auch ich habe denselben Gedanken gehabt, aber hören Sie mich an! Haben Sie während der zehnstündigen Suche einen einzigen Kaiman im Wasser gesehen?«

»Keinen einzigen,« antwortete Fragoso.

»Wenn Sie keinen gesehen haben,« fuhr der Lotse fort, »so ist der Grund, es gibt eben

keine. Diesen Tieren liegt nichts daran, sich in das weiße Wasser zu wagen, da eine Meile weiter oben doch ausgedehnte Flächen jenes schwarzen Wassers sind, dem sie den Vorzug geben. Wenn die Jangada von einigen dieser Tiere angegriffen worden ist, so erklärt sich dies daher, daß sie an dieser Stelle sich in keinen Zufluß des Amazonas haben zurückziehen können. Hier ist das etwas anderes. Fahren Sie den Rio Negro hinauf, dort finden Sie Kaimans scharenweis. Wenn der Leichnam des Mannes in diesen Nebenfluß gefallen wäre, so bestände vielleicht keine Hoffnung, ihn jemals wiederzufinden! Aber er ist in den Amazonenstrom gefallen, und der Amazonas wird ihn wieder herausgeben.«

Von seiner Besorgnis erleichtert, nahm Benito die Hand des Lotsen, drückte sie und antwortete nur:

»Auf morgen, meine Freunde!«

Zehn Minuten später waren alle wieder an Bord der Jangada.

An diesem Tage war Yaquita ein paar Stunden bei ihrem Mann gewesen. Aber als sie vor ihrem Weggang weder den Lotsen, noch Manuel, noch Benito, nach die Kähne sah, begriff sie, welche Nachforschungen vorgenommen werden sollten.

Indessen wollte sie Joam Dacosta nichts sagen, da sie hoffte, ihm am folgenden Tage den Erfolg melden zu können.

Aber Benito war kaum auf die Jangada zurückgekehrt, so begriff sie, daß die Nachforschungen nichts gefruchtet hatten.

Dennoch trat sie zu ihm.

»Nichts?« fragte sie.

»Nichts,« antwortete Benito, »aber morgen geht's weiter!«

Alle Mitglieder der Familie gingen in ihre Kabinen, und es fiel kein Wort über das, was vorgefallen war.

Manuel wollte Benito bewegen, sich hinzulegen, Um wenigstens ein paar Stunden zu ruhen.

»Wozu?« antwortete Benito. »Könnte ich denn schlafen?«

Zwölftes Kapitel. Von neuem auf der Suche

Am folgenden Tage, dem 27. August, nahm Benito vor Sonnenuntergang Manuel zur Seite und sagte zu ihm:

»Die Nachforschungen, die wir gestern angestellt haben, sind vergeblich gewesen. Wenn wir heute unter denselben Bedingungen wieder begännen, hätten wir vielleicht auch nicht mehr Glück.«

»Es bleibt uns aber doch weiter nichts übrig,« antwortete Manuel.

»Ja,« fuhr Benito fort, »aber falls der Leichnam Torres' nicht wiedergefunden wird, kannst du mir vielleicht sagen, wieviel Zeit erforderlich ist, bis er an die Oberfläche kommt.«

»Wenn Torres,« antwortete Manuel, »lebend in den Strom gestürzt wäre und

nicht infolge eines jähnen Todes, so müßten wir fünf bis sechs Tage rechnen. Da er aber erst nach dem tödlichen Stoß verschwunden ist, so werden vielleicht zwei bis drei Tage hinreichen, bis er zum Vorschein kommt.«

Diese vollkommen richtige Antwort Manuels erheischt eine Erläuterung.

Jeder Mensch, der ins Wasser fällt, ist imstande, sich im Wasser zu halten, unter der Bedingung, daß das Gleichgewicht zwischen der Dichtigkeit seines Körpers und der des Wassers hergestellt werden kann. Hier ist wohlverstanden die Rede von einer Person, die nicht schwimmen gelernt hat. Wenn sie unter dieser Bedingung sich ganz untertauchen läßt und nur Mund und Nase aus dem Wasser hebt, wird sie treiben.

Aber in der Regel ist dies nicht der Fall. Die erste Bewegung eines Menschen, der ins Wasser fällt, ist, daß er versucht, möglichst viel von seinem Leibe außer Wasser zu bringen: er hebt den Kopf und die Arme, und da nun diese Teile seines

Leibes nicht mehr vom Wasser getragen werden, so verlieren sie nicht diejenige Gewichtsmenge, die sie verlieren würden, wenn sie völlig unter Wasser blieben. Das Gewicht wird gesteigert, und der Mensch versinkt völlig.

Das Wasser dringt durch den Mund in die Lungen, nimmt den Platz der Luft ein, die sie erfüllte, und der Körper fällt auf den Grund.

Dagegen verhält es sich bei einem Menschen, der schon tot ist, wenn er ins Wasser fällt, ganz anders, und die Schwimmbedingungen sind bei weitem günstiger, da er nicht mehr die oben erwähnten Bewegungen machen kann, und da das Wasser nicht so völlig seine Lungen angefüllt hat, weil er nicht mehr zu atmen versuchte, so wird sein Körper schneller wieder auftauchen.

Manuel hatte also recht, wenn er zwischen dem Sturz eines noch Lebenden und dem Sturz eines schon Toten einen Unterschied

machte. Im ersten Fall dauert es notgedrungen länger, bis die Leiche wieder erscheint, als im zweiten.

Das Wiederaufstauchen einer längere oder kürzere Zeit im Wasser liegenden Leiche wird allein bedingt durch die Zersetzung, die Gase zur Entwicklung bringt, welche die Ausdehnung des Zellgewebes herbeiführen. Das Volumen vermehrt sich, ohne daß das Gewicht zunimmt, und da der Körper nun weniger wiegt als das Wasser, das er verdrängt, so steigt er empor und befindet sich jetzt in den zum Schwimmen erforderlichen Bedingungen.

»Obwohl die Umstände also günstig sind,« schloß Manuel, »da Torres nicht mehr lebte, als er in den Strom fiel, so kann er doch, selbst wenn die Zersetzung nicht durch Verhältnisse, die man nicht voraussehen kann, verzögert wird, vor drei Tagen nicht wieder emportauchen.«

»Wir können aber keine drei Tage warten!« antwortete Benito. »Du weißt, wir können

nicht warten. Wir müssen also aufs neue auf die Suche gehen, aber auf andere Weise.«

»Was willst du tun?« fragte Manuel.

»Selber auf den Grund tauchen,« antwortete Benito. »Suchen mit den eigenen Augen – suchen mit den Händen.«

»Hm! Ja! Hundertmal tauchen! Tausendmal tauchen!« rief Manuel. »Ich denke wie du. Heute müssen wir aufs genaueste nachforschen und nicht mehr blindlings handeln, mittels Stangen oder Schleppnetzen, die nur wie Tastwerkzeuge arbeiten! Ich denke auch, daß wir selbst drei Tage lang unmöglich warten können! Aber wenn wir tauchen, heraufkommen, wieder hinuntergehen, so können wir dabei immer nur kurze Sekunden suchen! Nein! Das wäre ungenügend, das wäre unnütz und wir riskieren, auch ein zweitesmal mit leeren Händen zurückzukehren!«

»Kannst du mir ein anderes Verfahren vorschlagen, Manuel?« fragte Benito.

»Höre mich an. Ein Umstand – eine Schicksalsfügung fast – kann uns zu Hilfe kommen!«

»Sprich! so sprich!«

»Als ich gestern durch Manaos ging, habe ich gesehen, daß am Ufer des Rio Negro an einem Quai Ausbesserungsarbeiten gemacht werden. Diese Arbeiten unter Wasser werden mittels Skaphander ausgeführt. Wir wollen einen solchen Taucherapparat leihen oder kaufen, um welchen Preis es sei, und dann können wir unter günstigeren Bedingungen unsere Nachforschungen fortsetzen!«

»Teile das Araujo, Fragoso und unsern Leuten mit, und dann vorwärts!« antwortete Benito sogleich.

Der Lotse und der Barbier wurden von dem gefaßten Entschlusse und dem Plane Manuels benachrichtigt. Es wurde ausgemacht, daß sie beide sich mit den Booten und den Indianern nach dem

Becken des Amazonas begeben und dort auf die beiden jungen Männer warten sollten.

Manuel und Benito gingen ohne Zeitverlust an Land und eilten nach dem Quai von Manaos. Dort boten sie dem Unternehmer der Hafenarbeiten eine so hohe Summe, daß der Mann sofort bereit war, ihnen den Apparat für den ganzen Tag zur Verfügung zu stellen.

»Wollen Sie einen meiner Arbeiter,« fragte er, »der Ihnen helfen könnte?«

»Geben Sie uns Ihren Werkführer und ein paar seiner Kameraden zur Bedienung der Luftpumpe mit,« antwortete Manuel.

»Aber wer soll den Skaphander anziehen?«

»Ich,« antwortete Benito.

»Benito, du!« rief Manuel.

»Ich will es!«

Es wäre vergeblich gewesen, etwas dagegen zu sagen. Eine Stunde später war das Floß, das die Pumpe und alle erforderlichen Instrumente trug, an dem Strande, wo die Boote seiner harrten.

Die Zusammensetzung dieser Taucherapparate, die es ermöglichen, unter Wasser zu gehen und eine Zeitlang unter Wasser zu bleiben, ohne daß die Lungentätigkeit in irgend einer Weise beeinträchtigt wird, ist hinlänglich bekannt.

Wenn der Taucher an einem Flecke zu arbeiten hat, liegt das Floß über ihm still; wenn er auf dem Grunde hin und her zu gehen hat, folgt das Floß seinen Bewegungen, oder er folgt denen des Floßes, je nachdem wie das zwischen ihm und der Bedienung ausgemacht ist.

Diese sehr vervollkommeneten Skaphander sind nicht mehr mit den Gefahren verbunden, wie früher. Der Mann, der untergetaucht ist, gewöhnt sich leicht an den übermächtigen Druck, dem er

ausgesetzt ist. Wenn eine Gefahr in diesem Falle zu befürchten gewesen wäre, so hätte es höchstens ein etwaiges Zusammentreffen mit einem Kaiman in der Tiefe des Stromes sein können.

Wie jedoch Araujo bemerkt hatte, war nicht eine dieser Amphibien am vergangenen Tage gesehen worden, denn diese Tiere ziehen bekanntlich das schwarze Wasser der Nebenflüsse des Amazonas vor.

Uebrigens steht dem Taucher im Falle irgend welcher Gefahr die Schnur einer auf dem Floß angebrachten Klingel zur Verfügung, und beim leisesten Anschlag kann er sofort heraufgezogen werden.

Benito, der seine Ruhe nicht einen Moment verlor, wenn er zu einem Entschluß gelangt war und an seine Ausführung ging, zog den Skaphander an. Sein Kopf verschwand unter der Metallkugel; seine Hand ergriff eine Art Fangeisen, mit dem er das Kraut oder alle angetriebenen Massen dieses

Beckens durchsuchen konnte, und auf ein Zeichen ließ man ihn hinab.

Die Männer vom Floß, an diese Arbeit gewöhnt, setzten sofort die Luftpumpe in Bewegung, während die Indianer der Jangada das Floß nach Araujos Weisungen langsam mit ihren langen Stangen in der erforderlichen Richtung vorwärts bewegten.

Die zwei Pirogen – in der einen Fragoso, in der andern Manuel, mit je zwei Rudern – begleiteten das Floß und hielten sich bereit, sofort vor oder zurückzugehen, wenn Benito den Leichnam Torres' finden und an die Oberfläche des Amazonas bringen würde.

Dreizehntes Kapitel.Ein Kanonenschuß

Benito war also in die Tiefe gestiegen, die ihm noch den Leichnam des Abenteurers verbarg. Ach! wenn er imstande gewesen wäre, das Wasser abzuleiten, in Dampf aufzulösen, auszutrocknen – wäre er imstande gewesen, das ganze Becken von dem Damm bis zur Mündung des Rio Negro freizulegen – dann wäre jedesfalls dieses Etui, das in Torres' Kleidern verborgen war, in seiner Hand! Dann wäre die Unschuld seines Vaters am Tage! Joam Dacosta würde wieder freigelassen und könnte mit den Seinen die Fahrt stromab fortsetzen! Wie viele furchtbaren Prüfungen wären dann erlassen!

Benito hatte auf dem Boden Fuß gefaßt. Unter seinen schweren Sohlen knirschte der Kies des Strombettes. Er war jetzt etwa 10 bis 15 Fuß tief am Grunde der abschüssigen Stelle, wo Torres verschwunden war.

Hier machte sich ein unentwirrbares Dickicht von Schilf, Wasserpflanzen usw. breit, und sicherlich hatte am vergangenen Tage keine der Stangen das Gewirr völlig durchsuchen können. Es war also möglich, daß der Leichnam in dem Pflanzengeschling unter Wasser festgehalten wurde und sich noch an derselben Stelle befand, wohin er gefallen war.

An dieser Stelle war infolge des Stauwassers, das von einer vorspringenden Uferspitze her kam, gar kein Strom. Benito folgte lediglich den Bewegungen des Floßes, das die Stangen über seinem Haupte weiter bewegten.

Das Licht drang ziemlich tief in dieses klare Wasser, über dem eine herrliche Sonne an wolkenlosem Himmel ihre Strahlen fast senkrecht herniederwarf. Unter den gewöhnlichen Bedingungen der Durchsichtigkeit im Wasser ist schon bei einer Tiefe von 20 Fuß der Blick äußerst beschränkt: hier aber schien das Wasser

vom Lichte wie durchtränkt, und Benito konnte noch tiefer steigen, ohne daß die Finsternis ihm die Tiefe des Stromes verhüllte.

Der junge Mann schritt sacht dahin. Sein Eisenstab durchsuchte das Kraut und das am Grunde aufgehäufte Geschwemm.
»Schwärm« von Fischen, wenn man sich so ausdrücken darf, kamen hervor, wie Vögel aus einem Dickicht auffliegen.
Gleichzeitig liefen Hunderte von Krustentieren über den gelblichen Boden, wie große, aus ihrer Behausung gescheuchte Ameisen.

Aber obwohl Benito nicht einen Punkt des noch nicht durchforschten Grundes verfehlte, blieb der Gegenstand seiner Suche ihm noch immer verborgen. Er erkannte jetzt, daß die Abschüttigkeit des Bettes ziemlich beträchtlich war, und schloß daraus, daß Torres' Leichnam möglicherweise über das Stauwasser hinaus gerollt war, nach der Mitte des Stromes hin.

Wenn das der Fall war, so befand er sich vielleicht noch dort, da die Strömung ihn bei der großen, hier noch zunehmenden Tiefe nicht hatte erfassen können.

Benito beschloß daher, in dieser Richtung weiterzusuchen, sobald er das Krautdickicht völlig abgestreift hatte. Er schritt also vorerst noch in der alten Richtung fort, die auch das Floß verabredetermaßen noch eine Viertelstunde lang innehalten sollte.

Die Viertelstunde verfloß, und Benito hatte noch nichts gefunden. Er fühlte jetzt das Bedürfnis, an die Oberfläche hinauf zu steigen, um neue Kräfte zu sammeln.

An einigen Stellen, wo die Tiefe des Stromes noch beträchtlicher wurde, hatte er bis zu 30 Fuß hinabsteigen müssen. Er hatte daher den Druck von ziemlich einer Atmosphäre auszuhalten gehabt – körperliche Ermüdung und geistige Lähmung war daher bei einem, der diese Arbeit nicht gewöhnt war, leicht erklärlch.

Benito zog daher die Klingelschnur, und die Männer begannen ihn hinaufzuziehen; aber sie taten es allmählich, indem sie nach je zwei bis drei Fuß eine Minute innehielten, damit er nicht zu schnell von dem Druck befreit würde, was auf seine innern Organe von verhängnisvoller Wirkung hätte sein können.

Sobald der junge Mann auf dem Floß war, wurde ihm die Metallkugel des Skaphanders abgenommen, er tat einen tiefen Atemzug, und setzte sich, um sich ein wenig auszuruhen.

Die Pirogen waren sofort herangekommen. Manuel, Fragoso und Araujo waren bei ihm und warteten, was er sagen würde.

»Nun?« fragte Manuel.

»Noch nichts! Nichts!«

»Du hast noch keine Spur entdeckt?«

»Noch keine!«

»Soll ich dich ablösen?«

»Nein, Manuel,« antwortete Benito. »Ich habe angefangen – ich weiß, wohin ich gehen will – laß mich machen!«

Benito erklärte nun dem Lotsen, daß er die Absicht hätte, den tiefen Teil des Strombettes bis zum Damm abzusuchen, wo der aufsteigende Boden den Leichnam hätte aufhalten müssen. Araujo billigte diesen Plan und ergriff dementsprechende Maßregeln.

Manuel glaubte Benito jetzt einige Ratschläge erteilen zu sollen.

»Da du nach dieser Seite hin deine Nachforschungen fortsetzen willst,« sagte er, »wird das Floß schräg in dieser Richtung fahren, aber sei vorsichtig, Benito. Es handelt sich darum, noch tiefer zu steigen als bisher, vielleicht 50 bis 60 Fuß, und dort wirst du einen Druck von zwei Atmosphären auszuhalten haben. Wage dich also nur sehr langsam tiefer, sonst

könntest du die Geistesgegenwart verlieren. Du würdest dann nicht mehr wissen, wo du bist, noch was du tun willst. Wenn es dir ist, als wäre dein Kopf in einem Schraubstock, wenn dir die Ohren beständig sausen, dann gib unverzüglich das Klingelzeichen, damit wir dich heraufholen; nachher kannst du weiter suchen, wenn es sein muß. Dann bist du wenigstens ein bißchen daran gewöhnt, dich in dieser Tiefe zu bewegen.«

Benito versprach Manuel, seiner Ratschläge eingedenk zu sein, deren Wichtigkeit er begriff. Er drückte seinem Freunde die Hand, die Skaphanderkugel wurde ihm von neuem auf den Nacken gestülpt, dann arbeitete wieder die Pumpe, und der Taucher war bald im Wasser verschwunden.

Das Floß hatte sich jetzt etwa 40 Fuß vom linken Strande entfernt, aber je weiter es sich nach der Mitte des Stromes zu bewegte, um so mehr konnte der Strom es schneller treiben, als nötig war. Die Ubas wurden daher mit ihm verkettet, und die

Ruderer hielten es gegen die Strömung, so daß es nur sehr langsam weiter trieb.

Benito war ganz allmählich hinuntergestiegen und befand sich wieder auf festem Boden. Als er auf dem Sande des Grundes stand, konnte man nach der Länge des Taues darauf schließen, daß er sich in einer Tiefe von 65 bis 70 Fuß bewegte.

Hier war also eine ziemlich tiefe Aushöhlung, die beträchtlich unter dem normalen Niveau lag.

Die Flüssigkeit war jetzt dunkler, aber die Klarheit dieses durchsichtigen Wassers ließ noch Licht genug hinabdringen, daß Benito hinreichend die einzelnen Gegenstände am Grunde wahrnehmen und mit Sicherheit vorwärts schreiten konnte.

Der Sand war übrigens mit Glimmer besät, der eine Art Reflektor zu bilden schien, und man hätte die einzelnen Körner zählen

können, die wie leuchtender Staub strahlten.

Benito ging, hielt Umschau und durchsuchte die geringsten Vertiefungen mit seinem Eisen. Er tauchte langsam tiefer. So erreichte er die Mitte des Strombettes, wo der Druck am stärksten war.

Bisweilen umgab ihn dichte Finsternis, und er konnte selbst auf ganz beschränktem Umkreis nichts mehr sehen. Das ging aber stets vorüber. Es war einfach das Floß, das ihm zu Häupten fuhr, die Sonnenstrahlen völlig abschnitt und die Nacht an Stelle des Tages hervorrief.

Aber im nächsten Augenblick war der große Schatten wieder verschwunden, und der Sand reflektierte wieder das Licht so gut wie zuvor.

Noch immer stieg Benito tiefer. Er empfand dies vor allem an dem zunehmenden Druck, den die Wassermasse auf seinen Körper übte. Er atmete nicht mehr so leicht, die

Organe reagierten nicht mehr so bequem auf seinen Willen, wie unter dem Gleichgewicht der Atmosphäre.

Hier befand er sich unter der Einwirkung physiologischer Bedingungen, an die er nicht gewöhnt war. Das Sausen in den Ohren nahm zu; da aber sein Geist noch immer klar war, da sich die Ueberlegung noch mit vollkommner Sicherheit in seinem Gehirn vollzog, so wollte er das Zeichen zum Emporziehen nicht geben und stieg noch tiefer.

Einen Augenblick lenkte in dem ihn umgebenden Halbdunkel eine verworrene Masse seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieselbe schien ihm die Form eines unter einem Bündel Wasserkraut verstrickten Körpers zu haben.

Eine heftige Aufregung bemächtigte sich seiner. Er eilte dorthin. Mit seinem Eisen bewegte er die Masse.

Es war nur der Leichnam eines riesigen Kaimans, der schon zum Skelett geworden war und den die Strömung des Rio Negro bis in das Bett des Amazonas getrieben hatte.

Benito fuhr zurück, und trotz der Versicherungen des Lotsen kam ihm der Gedanke, daß ein lebender Kaiman sich in diese Tiefen hätte verirren können.

Aber er wies die Idee von sich und setzte seinen Weg fort, so daß er bald den Boden der Senkung erreichte.

Er mußte jetzt in einer Tiefe von 90 bis 100 Fuß angelangt sein, und infolgedessen war er einem Druck von drei Atmosphären unterworfen. Wenn die Aushöhlungen noch weiter gingen, mußte er bald seine Nachforschungen aufgeben.

Die Erfahrungen haben in der Tat bewiesen, daß in den Tiefen von über 120 bis 130 Fuß sich die äußerste Grenze befindet, die bei Tiefseegängen zu überschreiten gefährlich

ist. Nicht nur vermag der menschliche Organismus unter solchem Druck nicht mehr richtig zu funktionieren, sondern auch die Apparate bringen nicht mehr regelmäßig genug die erforderliche Luft herzu.

Dennoch war Benito entschlossen, solange weiter zu gehen, wie ihn die moralische Kraft und moralische Energie nicht verließen. Eine unerklärliche Ahnung zog ihn in die Tiefe, ihn dünkte, als hätte der Leichnam bis auf den Grund dieser Aushöhlung fallen müssen.

Plötzlich erblickte er in einem dunkeln Loch einen Kadaver – ja, eine noch bekleidete Leiche, ausgestreckt wie ein Schlafender, mit den Armen unterm Kopf.

War das Torres? In der noch undurchdringlichen Finsternis war es schwer, ihn zu erkennen. Aber was da lag, war der Leichnam eines Menschen – zehn Schritt von ihm entfernt, lag er regungslos!

Eine fast schmerzhafte Erregung ergriff Benito. Sein Herz hörte einen Augenblick auf zu schlagen. Er glaubte, das Bewußtsein zu verlieren. Eine äußerste Willenskraft brachte ihn wieder zu sich. Er ging auf den Leichnam zu.

Plötzlich ließ ein ebenso heftiger wie unerwarteter Schlag ihn im innersten Wesen erzittern! Ein langer Streifen schlängelte sich um seinen Leib, und trotz der dicken Skaphanderkleidung fühlte er sich mit verdoppelten Schlägen gepeitscht.

»Ein Gymnote!« sagte er sich.

Das war das einzige Wort, das er hervorbringen konnte.

In der Tat hatte einer jener elektrischen Zitteraaale ihn angefallen, die im Amazonas und seinen Nebenflüssen sehr zahlreich sind.

Benito begriff, was er von dem Angriff dieses furchtbaren Tieres zu fürchten hatte.

Seine Kleidung vermochte ihn nicht zu schützen. Die zuerst weniger starken Entladungen des Gymnoten wurden immer heftiger und würden erst nachlassen, wenn die elektrische Kraft des Tieres sich erschöpft hatte.

Benito war auf den Boden gesunken. Unter den elektrischen Schlägen des Gymnoten, der langsam über seinen Leib hinstrich und sich um ihn schlängelte. Selbst die Arme vermochte er nicht mehr zu heben. Bald entfiel ihm auch sein Stab, und die Hand hatte nicht mehr die Kraft, die Klingelschnur zu fassen, um das Zeichen zu geben.

Benito fühlte sich verloren. Weder Manuel noch seine Gefährten konnten ahnen, welcher furchtbare Kampf sich unter ihnen abspielte, zwischen einem entsetzlichen Gymnoten und dem unglücklichen Taucher, der sich kaum noch bewegte und ganz wehrlos war.

Und dies in dem Moment, wo er einen Leichnam – ohne Zweifel Torres' Leichnam – erblickt hatte!

In einem äußersten Trieb der Selbsterhaltung wollte Benito rufen. Seine Stimme verklang in der Metallkugel, die keinen Ton hinausließ.

In diesem Augenblick verdoppelte der Zitteraal seine Angriffe und gab so furchtbare Schläge, daß Benito unter heftigen Zuckungen völlig niedersank.

Nun fühlte er, daß die Geistesgegenwart ihn verließ. Vor den Augen ward es ihm schwarz – seine Glieder wurden starr.

Aber ehe er noch die Kraft zu sehen und zu denken völlig verlor, geschah etwas Unerwartetes, Unerklärliches und Seltsames.

Eine dumpfe Detonation pflanzte sich durch die flüssigen Schichten fort. Es war wie ein Donnerschlag, dessen Rollen im

Wasser weiter lief. Benito war es, als sei er rings von einem furchtbaren Brausen umgeben, das in den äußersten Tiefen des Stromes ein Echo fand.

Und plötzlich entrang sich ihm ein letzter Schrei ... Eine entsetzliche Vision erschien ihm vor den Augen.

Der Leichnam eines Ertrunkenen, der bisher auf dem Boden gelegen hatte, hatte sich aufgerichtet. Die Wellen des Wassers bewegten ihm die Arme, wie wenn er sie selber in eigenständigem Leben bewegte. Krampfhafte Stöße rüttelten diesen entsetzlichen Kadaver auf.

Es war Torres Leiche! Durch die Wassermasse war ein Sonnenstrahl bis zu diesem Körper gedrungen, und Benito erkannte das aufgedunsene, grünliche Gesicht des Elenden, der von seiner Hand getroffen worden war.

Während Benito mit seinen gelähmten Gliedern keine Bewegung hatte machen

können, während seine schweren Sohlen ihn hielten, als wäre er auf dem Sandboden festgenagelt, richtete der Leichnam sich auf, bewegte den Kopf von oben nach unten, hob sich aus dem Loch, in dem ein Gestrüpp Wasserpflanzen ihn zurückgehalten hatte – und – entsetzlich anzuschauen! – stieg ganz gerade zur Oberfläche des Amazonenstromes hinauf.

Vierzehntes Kapitel.Was in dem Etui enthalten ist

Was war geschehen? Ein rein physischer Vorgang, der sich folgendermaßen erklärte.

Das Kanonenboot des Staates, die Santa Ana, nach Manaos bestimmt, hatte auf ihrer Fahrt den Amazonas hinauf den Damm im Wasser überschritten. Kurz vor der Mündung des Rio Negro hatte es die Farben gehißt und die brasilianische Flagge mit einem Salutschuß begrüßt. Bei diesem Knall war eine vibrierende Bewegung der Wasserfläche erfolgt, die sich in die Tiefe fortgesetzt und genügt hatte, den infolge der schon beginnenden Zersetzung und Ausdehnung des Zellengewebes leichter gewordenen Leichnam Torres emporzuheben.

Ganz natürlich stieg der Körper des Ertrunkenen an die Oberfläche des Amazonenstromes.

Dieses wohlbekannte Phänomen erklärte das Auftauchen des Leichnams, aber es muß wohl zugegeben werden, daß das Eintreffen der Santa Ana auf dem Schauplatz dieser Nachforschungen ein sehr glücklicher Zufall war.

Auf einen Schrei Manuels hin, den all seine Gefährten wiederholten, war eine der Pirogen sofort nach der Leiche hin gefahren, während der Taucher zum Floß emporgezogen wurde.

Aber wer beschreibt Manuels Erschütterung, als Benito auf das Floß niedergelegt wurde in einem Zustande völliger Regungslosigkeit und Ohnmacht.

Keine Bewegung verriet mehr, daß noch Leben in ihm sei.

Hatten die Fluten des Amazonas hier einen zweiten Leichnam hergegeben?

So rasch wie möglich wurde dem Taucher der Skaphander-Anzug herunter gezogen.

Benito hatte unter den wuchtigen Schlägen des Gymnoten völlig das Bewußtsein verloren.

Außer sich vor Angst, rief ihn Manuel beim Namen. Dann horchte er auf die Schläge des Herzens.

»Es schlägt! es schlägt!« rief er.

Ja! Benitos Herz schlug noch, und in wenigen Minuten hatten die Bemühungen Manuels ihn ins Leben zurückgerufen.

»Der Leichnam! Der Leichnam!«

Das waren die ersten Worte, die einzigen, die sich Benitos Lippen entrangen.

»Da liegt er!« antwortete Fragoso und deutete auf die Piroge, die mit Torres Leiche auf das Floß zukam.

»Aber was ist dir zugestoßen, Benito?« fragte Manuel. »War es der Mangel an Luft?«

»Nein!« sagte Benito. »Ein Gymnote hatte sich auf mich geworfen! Aber dieser Lärm – dieser Krach!«

»Ein Kanonenschuß!« antwortete Manuel.
»Ein Kanonenschuß hat den Leichnam zur Oberfläche emporgetrieben!«

In diesem Augenblick legte die Piroge an dem Floß an. Der Leichnam Torres', den die Indianer hereingenommen hatten, lag am Boden. Noch hatte das Wasser ihn nicht entstellt. Er war leicht wiederzuerkennen. Es war kein Zweifel möglich.

Fragoso, der in der Piroge kniete, hatte schon begonnen, die Kleider des Ertrunkenen abzustreifen, die in Fetzen hingen.

In diesem Augenblick zog der entblößte rechte Arm des Abenteurers seine Aufmerksamkeit auf sich. Auf diesem Arm zeigte sich deutlich die Narbe einer alten Wunde, die von einem Messerstoß herrühren mußte.

»Diese Narbe!« rief Fragoso. »Aber ... ganz richtig! ... Jetzt erinnere ich mich.«

»Was ist denn?« fragte Manuel.

»Ein Streit! – ja! ein Kampf, der in der Provinz Madeira vor meinen Augen stattfand. – Drei Jahre ist es her! – Wie habe ich das vergessen können! – Dieser Torres gehörte damals zu der Truppe der Buschhauptleute! – Ah, ich wußte doch gleich, daß ich diesen Elenden schon einmal gesehen hatte!«

»Nebensache momentan!« rief Benito.
»Das Etui! – Das Etui! – Ist es noch bei ihm?«

Und Benito wollte die letzten Kleider von dem Leichnam herunterreißen, um sie zu durchsuchen.

Manuel hielt ihn zurück.

»Einen Augenblick, Benito,« sagte er.

Dann wandte er sich nach den Arbeitern, die nicht zum Personal der Jangada gehörten und deren Zeugenschaft später nicht beanstandet werden konnte.

»Gebt wohl acht, meine Freunde,« sagte er zu ihnen, »auf alles, was wir hier tun, damit Ihr vor der Behörde bezeugen könnt, wie sich alles zugetragen hat.«

Die Männer traten an die Piroge heran.

Fragoso löste jetzt den Gürtel, der Torres' Leib unter dem zerrissenen Puncho umschlang und durchsuchte die Tasche des Wamses.

»Das Etui!« rief er.

Ein Freudenschrei entrann Benito. Er wollte das Etui ergreifen, um es zu öffnen, um zu sehen, was es enthielt.

»Nein,« sagte Manuel abermals, den die Kaltblütigkeit nicht verließ, »die Behörde darf nicht den mindesten Zweifel haben.

Unbeteiligte Zeugen müssen bestätigen können, daß dieses Etui bei der Leiche Torres' gefunden wurde!«

»Tu hast recht!« antwortete Benito.

»Mein Freund,« fuhr Manuel fort und wandte sich an den Werkführer,
»durchsuchen Sie selbst die Tasche dieses Wamses.«

Der Werkführer gehorchte. Er zog ein metallnes Etui hervor, dessen Deckel hermetisch geschlossen war und das durch das Wasser noch nicht im mindesten gelitten zu haben schien.

»Das Schriftstück! ... Das Schriftstück! Ist es noch drin?« rief Benito, der sich nicht zu halten vermochte.

»Dieses Etui darf nur die Behörde öffnen!« antwortete Manuel. »Ihr allein kommt es zu, nachzusehen, ob ein Schriftstück in diesem Etui ist.«

»Ja – ja – du hast wieder recht, Manuel!« antwortete Benito. »Nach Manaos, meine Freunde, nach Manaos.«

Benito, Manuel, Fragoso und der Werkführer, der das Etui in der Hand hatte, bestiegen sogleich eine der Pirogen und wollten fort, als Fragoso sagte:

»Und die Leiche?«

Die Piroge machte Halt.

In der Tat hatten die Indianer den Leichnam des Abenteurers schon wieder ins Wasser geworfen, und er trieb an der Oberfläche.

»Torres war nur ein Schurke,« sagte Benito. »Wenn ich ehrlich mein Leben gegen das seine wagte, so hat Gott ihn durch meine Hand getroffen, aber dennoch darf seine Leiche nicht unbestattet bleiben.«

Der zweiten Piroge wurde daher die Weisung gegeben, die Leiche wieder hereinzuholen, um sie am Ufer zu bestatten.

Aber in diesem Augenblicke stürzte sich
eine Schaar Raubvögel, die über dem
Wasser hinstrich, auf die treibende Leiche.
Es waren Arubas, eine Art kleiner Geier mit
nacktem Halse und langen Pfoten, schwarz
wie Raben, welche in Südamerika
»Gallinazos« heißen und von beispielloser
Gefräßigkeit sind.

Der von ihren Schnäbeln zerfetzte Körper
ließ das Gas, das ihn anfüllte, entströmen,
seine Schwere nahm wieder zu, und er
versank wieder allmählich. Endgültig
verschwanden die Ueberreste Torres' in der
Flut des Amazonenstromes.

Zehn Minuten später langte die pfeilschnell
geruderte Piroge im Hafen von Manaos an.
Benito und seine Gefährten stiegen an Land
und eilten durch die Straßen der Stadt.

In wenigen Minuten waren sie in der
Wohnung des Richters Jarriquez und ließen
ihn durch einen seiner Diener bitten, er
möge sie auf der Stelle empfangen.

Der Richter erteilte Befehl, sie in sein Kabinett zu führen.

Hier stattete Manuel Bericht von allem ab, was vorgefallen war seit dem Augenblick, da Torres, in einem rechtmäßigen Zweikampf von Benito tödlich verwundet worden war, bis zu dem Augenblick, da an seiner Leiche das Etui gefunden Und von dem Werkführer aus der Tasche jenes Wamses herausgenommen worden war.

Obwohl dieser Bericht geeignet war, alles zu bekräftigen, was Joam Dacosta ihm über Torres' und den von diesem angebotenen Handel gesagt hatte, konnte der Richter Jarriquez sich doch nicht enthalten, ungläubig zu lächeln.

»Hier ist das Etui, mein Herr,« sagte Manuel. »Nicht einen einzigen Augenblick ist es in unsern Händen gewesen, und der Mann, der es Ihnen reicht, ist derselbe, der es an dem Leichnam Torres' gefunden hat.«

Der Richter nahm das Etui und untersuchte es sorgfältig, indem er es hin und her wandte, wie man wohl mit einem kostbaren Gegenstande tut. Dann schüttelte er es, und ein paar Geldstücke, die dann enthalten waren, gaben einen metallischen Klang.

Enthielt das Etui also nicht jenes so sehr gesuchte Schriftstück, das von dem wahren Schuldigen des Verbrechens eigenhändig geschriebene Blatt, das Torres um einen schändlichen Preis an Joam Dacosta hatte verkaufen wollen? War jener faktische Beweis für die Unschuld des Verurteilten unrettbar verloren?

Man errät leicht, in welcher heftigen Erregung die Zeugen dieses Schauspiels waren. Benito vermochte kaum ein Wort hervorzubringen, sein Herz klopfte, als wollte es bersten.

»So öffnen Sie, Herr, so öffnen Sie das Etui!« rief er endlich tonlos.

Der Richter Jarriquez begann den Deckel zu heben; als der Deckel dann endlich abgenommen war, drehte er das Etui herum, aus dem ein paar Goldstücke auf den Tisch rollten.

»Aber das Schriftstück! – Das Schriftstück!« rief nochmals Benito, der sich am Tisch festhielt, um nicht zu fallen.

Der Richter steckte die Finger in das Etui und zog nicht ohne Schwierigkeit ein vergilbtes, sorgsam zusammengefaltetes Papier hervor, das vom Wasser verschont worden zu sein schien.

»Das Dokument! Das Dokument!« rief Fragoso. »Ja! Das ist das Papier, das ich in Torres Händen gesehen habe!«

Der Richter Jarriquez faltete das Papier auseinander, betrachtete es scharf und drehte es dann herum, indem er Vor- und Rückseite untersuchte, die mit ziemlich großer, plumper Schrift bedeckt waren.

»Allerdings ein Dokument,« sagte er,
»daran ist nicht zu zweifeln. Ein Dokument
ist es.«

»Jawohl,« antwortete Benito, »und zwar
das Dokument, das die Unschuld meines
Vaters bekundet.«

»Das kann ich nicht erkennen,« versetzte
der Richter Jarriquez, »und ich fürchte, es
ist vielleicht auch nicht so leicht, das zu
erkennen.«

»Wieso?« rief Benito, der totenblaß wurde.

»Weil dieses Dokument in kryptologischer
Sprache – als Geheimschrift – aufgesetzt
ist,« antwortete der Richter Jarriquez, »und
weil zu dieser Geheimschrift –«

»Nun?«

»Der Schlüssel fehlt uns.«

Fünfzehntes Kapitel.Das Schriftstück.

Da das Schriftstück in dieser Ausgabe deutsch wiedergegeben ist, sind die Zahlenangaben und die Buchstaben der Geheimschrift andre und daher auch der Wortlaut der Betrachtungen des Richters von dem Original verschieden. A. d. Ü.

Hier stellte sich in der Tat ein schwerwiegender Umstand entgegen, den weder Joam Dacosta noch die Seinen hatten voraussehen können. Wer sich noch der ersten Szene dieser Erzählung erinnert, ist darüber unterrichtet – das Dokument war in unlesbarer Form geschrieben – abgefaßt nach einem der zahlreichen Systeme der Geheimschrift.

Aber nach welchem?

Um dies zu entdecken, konnte der ganze Scharfsinn, über den ein Menschengehirn

nur irgend verfügen mochte, angewandt werden.

Ehe der Richter Jarriquez Benito und seine Gefährten verabschiedete, ließ er eine genaue Kopie des Dokuments, von dem er die Urschrift behalten wollte, anfertigen. Diese Kopie wurde sorgfältig verglichen und den beiden jungen Männern überlassen, damit sie dem Gefangenen Mitteilung machen konnten.

Nachdem auf den folgenden Tag eine Zusammenkunft festgesetzt worden war, zogen sie sich zurück, und da sie keinen Augenblick versäumen wollten, begaben sie sich sofort ins Gefängnis, um Joam Dacosta zu sprechen.

In einer hastigen Rücksprache, die sie mit dem Gefangenen hatten, unterrichteten sie ihn von den Vorfällen.

Joam Dacosta nahm das Schriftstück, las es mit Aufmerksamkeit, schüttelte dann den Kopf und gab es seinem Sohn zurück.

»Vielleicht,« sagte er, »enthält dieses Schriftstück den Beweis, den ich nie habe erbringen können! Aber wenn dieser Beweis sich mir entzieht, wenn all die Ehrenhaftigkeit meines bisherigen Lebens nicht für mich spricht, dann habe ich nichts mehr zu erwarten von der Gerechtigkeit der Menschen, und mein Schicksal ruht in Gottes Hand.«

Das fühlten alle wohl! Wenn dieses Schriftstück sich nicht entziffern liest, dann stand es hoffnungslos um den Verurteilten.

»Wir werden es lösen, Vater!« rief Benito. »Es gibt kein Schriftstück dieser Art, das nicht durch Studium zu enträtseln wäre! Habe Vertrauen – habe Zuversicht! Der Himmel hat uns auf wunderbare Weise dieses Dokument, das dich rechtfertigt, zurückgegeben, und nachdem er unsere Hand so geleitet hat, daß wir es wiederfanden, wird er auch unsern Geist leiten, daß wir es lesen können.«

Joam Dacosta drückte Benito und Manuel die Hand, dann zogen sich die jungen Leute sehr bewegt zurück, um sich direkt nach der Jangada zu begeben, wo Yaquita sie erwartete.

Dort wurde die Mutter sofort benachrichtigt von den Vorfällen, die sich seit dem verflossenen Tage ereignet hatten, vom Funde des Leichnams Torres, von der Entdeckung des Dokumentes und in welch seltsamer Form der wahre Schuldige, ein Kamerad des Abenteurers, es geschrieben hatte – ohne Zweifel, um es nicht zu gefährden, im Falle es in die unrechten Hände geraten sollte.

Natürlich wurde auch Lina von der unerwarteten neuen Schwierigkeit unterrichtet und erfuhr, daß Fragoso in Torres einen ehemaligen Buschhauptmann von der Truppe, die an der Mündung des Madeira tätig gewesen sei, wiedererkannt habe.

»Aber unter welchen Umständen sind Sie ihm denn da begegnet?« fragte die junge Mulattin.

»Auf einem meiner Gänge durch die Amazonenprovinz,« antwortete Fragoso, »als ich von Dorf zu Dorf ging, um meinem Beruf nachzugehen.«

»Und jene Narbe?«

»Folgendes hatte sich zugetragen. Eines Tages kam ich nach der Mission von Aranas, als gerade dieser Torres, den ich noch nie zuvor gesehen hatte, mit einem seiner Kameraden in Streit geriet – das sind ja lauter Verbrecher da – und dieser Streit endete mit einem Messerstich, der dem Buschhauptmann durch den Arm ging. Ich hatte ihn zu verbinden, da ein Arzt nicht da war, und daher kenne ich ihn!«

»Was hat es schließlich auf sich, daß man weiß, was dieser Torres gewesen ist!« versetzte das junge Mädchen. »Er ist ja der Urheber des Verbrechens nicht, und auf

diese Weise kommen wir keinen Deut weiter!«

»Ganz gewiß nicht,« antwortete Fragoso, »aber schließlich wird das Dokument doch entziffert, zum Teufel! und die Unschuld Joam Dacostas wird dann aller Welt offenbar sein!«

Diese Hoffnung hegten auch Yaquita, Benito, Manuel und Minha. Alle drei, in den gemeinsamen Wohnsaal eingeschlossen, brachten lange Stunden mit Versuchen zu, die Geheimschrift zu entziffern.

Aber wenn sie diese Hoffnung hegten, so hegte sie – es ist wichtig, diesen Punkt zu betonen, nicht minder der Richter Jarriquez.

Nachdem der Beamte die Meldung von der in seinem Verhör festgestellten Identität Joam Dacostas abgefaßt und an die Kanzlei abgesandt hatte, war er schon der Meinung gewesen, für sein Teil mit der ganzen Sache fertig zu sein. Dem war mit nichten so.

In der Tat fühlte sich nach der Auffindung des Schriftstückes der Richter Jarriquez mit einem Schlag in seinem Element und in seiner ureigensten Spezialität. Er, der mit Vorliebe Zahlenkombinationen ausrechnete, amüsante Rätsel löste, Charaden, Rebusse, Logogryphen und andere Knacknüsse entzifferte, war hier vollkommen zu Hause.

Bei dem Gedanken, daß dieses Dokument vielleicht die Rechtfertigung Joam Dacostas enthielt, fühlte er alle Lust des Raters und Lösers in sich erwachen. Da hatte er ja ein Kryptogramm vor sich! Er hatte daher auch sofort nur den einen Gedanken, den Sinn herauszubekommen. Man brauchte ihn nicht erst näher zu kennen, um überzeugt zu sein, daß er darüber sitzen und arbeiten würde, ohne sich Zeit zum Essen und Trinken zu gönnen.

Als die jungen Männer gegangen waren, setzte sich der Richter Jarriquez in seinem Kabinett fest. Seine Tür wurde niemand geöffnet, so daß er ein paar Stunden völlig allein sein konnte. Er hatte die Brille auf

der Nase und die Schnupftabackdose auf dem Tische. Er nahm eine tüchtige Prise, um die Freiheit und den Scharfsinn seines Gehirns besser zu entfalten, ergriff das Schriftstück und versenkte sich in eine Betrachtung, die sich bald in der Form eines Selbstgespräches auslöste.

Der würdige Beamte war einer jener Männer, die lieber laut als leise denken.

»Wir wollen methodisch vorgehen,« sagte er sich. »Ohne Methode keine Logik. Ohne Logik kein Erfolg möglich.«

Er nahm das Dokument und las es, ohne das geringste zu begreifen, von Anfang bis zu Ende.

Das Dokument umfaßte etwa 100 Zeilen, die in sechs Paragraphen geteilt waren.

»Hm!« machte der Richter Jarriquez nach langem Nachdenken, »wollte ich mich an jeden Paragraphen heranmachen, an einen nach dem andern, so würde ich die kostbare

Zeit nutzlos vergeuden. Im Gegenteil muß ein einziger dieser Absätze herausgegriffen werden, und zwar derjenige, der das meiste Interesse bietet. Welcher sollte das nun wohl sein, wenn nicht der letzte, in welchem notwendigerweise der Bericht der ganzen Geschichte im Resümee enthalten sein muß? Eigennamen können mich auf die Spur bringen, unter andern der Name Joam Dacosta, und wenn er sich irgendwo in diesem Schriftstück vorfindet, so kann er augenscheinlich im letzten Paragraphen nicht fehlen.«

Die Ausführungen des Richters waren durchaus logisch. Sicherlich hatte er recht, wenn er zuvörderst alle Kräfte seines kryptologischen Scharfsinns auf diesen letzten Paragraphen verwenden wollte.

Dieser Paragraph – denn es ist nötig, ihn vor die Augen des Lesers zu stellen (und zwar wiederholt), damit man genau sehe, wie nun ein Analytiker alle Fähigkeiten zur Entdeckung der Wahrheit anzuspannen begann, lautete so:

Hhtbjuookhihyujjchvggxelepcsuhruczcvyqf
ifuiuot
sgyqiifuqlnnudvluhihrhuppxhfjtnsqxtjfhi
fojiqpfdk
xvbbflyqfexdrckltwiqlfoxechiwdhsixrgg
wuvifjxaze
qbnhlwwpndkxmqfnengenqxuoyqijshgkvevpx
rfjwhvxtfyf
lpwutogiupndkhhtjmhrggafuadnyvqkvdjbp
xhfjtgmof
owfhbnswlembophksehvkkjspmwfjnzekjt
oqepgsahmf
jsfwsuvjhd.

Zuvörderst fiel dem Richter Jarriquez auf, daß die Zeilen des Schriftstücks weder durch Worte noch durch Absätze abgeteilt waren und daß die Interpunktionsgänz fehlte. Dieser Umstand konnte natürlich die Lösung nur erheblich erschweren.

»Wir wollen doch mal sehen,« fuhr er fort, »ob einige Buchstabengruppen Worte zu bilden scheinen – ich meine solche Worte, die durch die Zahl ihrer Konsonanten und die Zusammensetzung mit Vokalen

überhaupt auszusprechen sind. – Da finde ich zunächst das Wort »ook« – weiter unten das Wort »uhr« ... Halt! Dann finden sich die Wörter »auch«, »hupp« – ist das etwa deutsch? Dann sehe ich »xelep«, »hifoji«, »utogi«! Hm, und hier: »fly«, »fox«, und »six«, das wären wieder drei englische Worte, und zweimal hintereinander »ifus« – dann »lembo« ...«

Der Richter Jarriquez ließ das Blatt fallen und überlegte ein Weilchen.

»Alle Worte, die sich mir zeigen, wenn ich es so durchweg lese, sind bizarr!« sagte er. »Ihre Abstammung ist aus nichts zu erkennen. Die einen klingen wie spanisch, die andern sehen holländisch aus, die haben was Deutsches, die scheinen englisch zu sein und die wieder haben mit gar keinem Idiom etwas zu tun – ganz davon zu schweigen, daß hier lange Reihen von Konsonanten sind, die jeder menschlichen Aussprache spotten. Entschieden wird es nicht leicht sein, den Schlüssel dieses Kryptogramms zu finden.«

Die Finger des Beamten begannen auf seinem Schreibtisch eine Art Reveille zu trommeln, ganz als wollte er seine eingeschlafnen Fähigkeiten wecken.

»Wir wollen zuerst mal sehen,« sagte er, »wieviel Buchstaben der Paragraph hat.«

Den Bleistift in der Hand, zählte er.

»294!« rief er. »Schön! Nun handelt sich's darum, festzustellen, in welchem Verhältnis die Buchstaben zu einander stehen, das heißt wie oft die verschiedenen Buchstaben wiederkehren.«

Diese Zählung erforderte schon lange Zeit. Jarriquez hatte das Schriftstück wieder zur Hand genommen, dann notierte er, mit dem Bleistift in der Hand, jeden Buchstaben in alphabetischer Reihenfolge. Nach einer Viertelstunde hatte er folgendes Verzeichnis erhalten:

»Ah! ah!« machte der Richter Jarriquez, »da fällt mir von vornherein etwas auf!

Schon in diesem Paragraphen sind sämtliche Buchstaben verwendet. Das ist recht seltsam! In der Tat, man kann ein beliebiges Buch zur Hand nehmen und man wird in einer Zeilenfolge von 294 Buchstaben sehr selten eine derartige finden, die sämtliche Zeichen des Alphabets aufweist. Das kann aber ein bloßes Spiel des Zufalls sein!«

Dann ging er zu einer andern Gedankenreihe über.

»Eine noch wichtigere Frage,« sagte er, »ist, nachzusehen, ob die Vokale in normalem Verhältnis zu den Konsonanten stehen.«

Er nahm wieder den Bleistift zur Hand, stellte die Vokale zusammen Und erhielt folgende Tabelle:

»Also,« sagte er, »ist in diesem Absatz das Verhältnis 65 Vokale zu 294 Konsonanten. Das ist das normale Verhältnis, nämlich etwa 1 : 5, wie ein Alphabet, wo man 6

Vokale gegen 26 Konsonanten Hier ist immer das j als besonderer Buchstabe gerechnet. zählt. Es ist daher möglich, daß das Dokument in der Sprache unsres Landes geschrieben ist, aber daß die Bedeutung eines jeden Buchstabens lediglich umgeändert worden ist. Wenn diese Umänderung nun regelmäßig durchgeführt ist, wenn zum Beispiel ein b immer wiedergegeben worden ist durch ein l, ein o durch ein v, ein g durch ein k, ein u durch ein r usw., so will ich mein Amt als Richter von Manaos verlieren, wenn ich nicht die Geheimschrift entziffere! Eh! Ich .habe weiter nichts zu tun als analog der Methode jenes großen analytischen Genies namens Edgar Poe zu verfahren!«

Mit diesen Worten spielte der Richter Jarriquez auf eine Novelle des berühmten amerikanischen Dichters an, die ein Meisterwerk ist. Wer hätte die Novelle »Der Goldkäfer« noch nicht gelesen?

In dieser Novelle wird ein Kryptogramm, das gleichzeitig aus Ziffern, Buchstaben,

algebraischen Zeichen, Sternchen, Punkten und Kommaten zusammengesetzt ist, einer wahrhaft mathematischen Methode unterworfen und auf höchst merkwürdige Weise, welche die Bewunderer dieses eigentümlichen Geistes nicht vergessen haben können, schließlich auch entziffert.

Der Richter, der »seinen Goldkäfer« von neuem gelesen hatte, kannte recht gut alle Analysen, die Edgar Poe aufs Tüttelchen genau durchführt, und beschloß, sich ihrer bei dieser Gelegenheit zu bedienen. Indem er sie anwendete, mußte er, wie er gesagt hatte, – sofern der Wert oder die Bedeutung jedes Buchstabens konstant blieb – in kürzerer oder längerer Zeit das auf Joam Dacosta bezügliche Schriftstück enträtseln können.

»Was hat Edgar Poe getan?« wiederholte er. »Vor allem hat er damit angefangen, daß er untersucht hat, welches Zeichen – hier haben wir nur Buchstaben – sagen wir also, welcher Buchstabe am häufigsten in dem Kryptogramm vorkommt. Ich sehe, daß es

hier der Buchstabe h ist, denn den findet man 25 mal. Bei diesem enormen Verhältnis ist es selbstverständlich klar, daß h nicht h bedeutet, sondern daß h im Gegenteil den Buchstaben darstellen muß, der am häufigsten in unserer Sprache vorkommt, da ich annehmen muß, daß das Dokument auf portugiesisch abgefaßt ist. Im Englischen und Französischen wäre es ohne Zweifel e, im Italienischen t oder a, im Portugiesischen wird es a oder o sein. Nehmen wir unter Vorbehalt späterer Änderung an, h bedeutet a oder o.«

Hiernach untersuchte der Richter Jarriquez, welcher Buchstabe nach dem h. am häufigsten vorkäme. So kam er zu der folgenden Tabelle:

»Also findet sich der Buchstabe a bloß viermal vor,« rief der Beamte, der, der am häufigsten da sein mußte! Ah! Das beweist vollauf, daß seine Bedeutung geändert worden ist! Und welche Buchstaben sind nun nach dem a und o am häufigsten in

unserer Sprache vertreten. Suchen wir nach!«

Und der Richter Jarriquez machte sich mit einem wirklich bewundernswerten Scharfsinn, welcher eine sehr scharfe Beobachtungsgabe bekundete, an diese neue Untersuchung. Hierbei ahmte er lediglich dem amerikanischen Novellisten nach, und man muß ihm zugestehen, er zeigte sich seinem berühmten Vorbilde ebenbürtig!

Es machte ihm keine Mühe, die Buchstaben der Häufigkeit ihres Vorkommens nach einander unterzuordnen, indem er erst die Vokale, dann die Konsonanten notierte. Nach dreistündiger Arbeit hatte er ein Alphabet vor sich, das, wenn sein Verfahren richtig gewesen war, ihm die eigentliche Bedeutung der in dem Schriftstück angewandten Buchstaben angeben mußte.

Er brauchte nun bloß nacheinander jeden Buchstaben dieses Alphabets für den im Schriftstück ihm entsprechenden einsetzen.

»Versuchen wir es!« sagte er. »Es sollte mich wahrhaftig wundern, wenn ich es nicht heraus hätte!«

Der Richter Jarriquez nahm die Brille ab, putzte die Gläser, die angelaufen waren, setzte sie wieder auf und beugte sich dann von neuem über den Schreibtisch.

Sein besonderes Alphabet zur einen, das Dokument zur andern Hand vor sich, begann er zu schreiben, indem er unter die erste Zeile des Paragraphen die richtigen Buchstaben setzte; nach der ersten Zeile machte er es mit der zweiten ebenso, dann mit der dritten, dann mit der vierten – bis zum Schluß des Absatzes.

Wie gelungen! Selbst während des Schreibens versagte er sich's absichtlich, nachzusehen, ob diese Buchstabenreihen auch verständliche Worte ergaben. Er wollte sich die Freude, es in einem Zuge von A bis Z zu lesen, nicht vorwegnehmen!

Als er fertig war, rief er:

»So! Nun wollen wir es lesen!«

Und er las!

Was für mißtonende Buchstabenklumpen, großer Gott! Die Zeilen, die er mit den Buchstaben seines Alphabets gebildet hatte, ergaben ebenso wenig Sinn wie die des Dokuments. Es war nur eine neue Reihe von Buchstaben, weiter nichts, aber sie bildeten nicht ein einziges Wort und hatten nicht den mindesten Wert. Es war eben gleichfalls ein Kryptogramm!

»Tausend Teufel!« rief der Richter Jarriquez.

Sechzehntes Kapitel. Worin von Geheimschriften die Rede ist

Es war 7 Uhr abends. Der Richter Jarriquez war noch immer in diese kopfzerbrecherische Arbeit vertieft, ohne weiter gekommen zu sein. Er hatte Tischzeit und Schlummerstündchen völlig vergessen, als an die Tür seines Kabinetts geklopft wurde.

Es war höchste Zeit. Noch eine Stunde, und die ganze Gehirnsubstanz des erbosten Beamten wäre unter der Weißglühhitze seines Schädels geschmolzen.

Auf das in ungeduldigem Tone gerufene »Herein!« öffnete sich die Tür und Manuel trat herein.

Der junge Arzt hatte seine Freunde an Bord der Jangada ihren Grübeleien über das unlösbare und unlesbare Schriftstück

überlassen und sich auf den Weg gemacht, den Richter Jarriquez aufzusuchen. Er wollte wissen, ob dieser mit seinen Untersuchungen mehr Glück gehabt habe. Er wollte ihn fragen, ob er endlich das System entdeckt habe, auf dem die Geheimschrift beruhte.

Der Beamte war nicht böse darüber, daß Manuel kam. Er befand sich in jenem Zustand der Gehirnüberreizung, der durch Einsamkeit nur noch gesteigert wird. Es tat ihm not, sich gegen jemand auszusprechen, vor allem gegen jemand, der ebenso sehr darauf erpicht war wie er selber, das Geheimnis zu enthüllen. Manuel war also gerade sein Mann.

»Herr Richter,« sagte Manuel beim Eintritt, »eine Frage vor allem! Haben Sie mehr Erfolg gehabt wie wir?«

»Setzen Sie sich zunächst,« rief der Richter Jarriquez, der selber aufstand und das Zimmer durchmaß. »Setzen Sie sich! Wenn wir beide stehen, laufen Sie nach der einen

Seite, ich nach der anderen, und mein Kabinett ist zu klein für uns beide!«

Manuel setzte sich und wiederholte seine Frage.

»Nein! ... ich habe ebenso wenig Glück gehabt!« antwortete der Beamte. »Ich weiß nicht einen Deut mehr. Ich kann Ihnen nichts sagen, außer daß ich zu einer Gewißheit gelangt bin.«

»Zu welcher, Herr Richter, zu welcher?«

»Das Dokument beruht nicht auf herkömmlichen Zeichen, sondern auf einer kryptologischen Chiffre oder, besser gesagt, einer Zahl.«

»Nun gut, Herr Richter,« antwortete Manuel, »gelangt man denn nicht in der Regel dahin, ein Schriftstück dieser Art schließlich zu entziffern?«

»Ja,« sagte der Richter Jarriquez, »jawohl – wenn ein Buchstabe unabänderlich durch

einunddenselben Buchstaben dargestellt ist, wenn ein a zum Beispiel immer ein p bedeutet, wenn ein p immer ein x bedeutet. Ist das nicht der Fall, dann kann man es eben nicht entziffern.«

»Und in diesem Schriftstück?«

»In diesem Schriftstück wechselt die Bedeutung des Buchstabens je nach der Chiffre, die willkürlich angenommen worden ist und der die Buchstaben unterworfen sind. So kann ein b, das durch ein k vertreten worden ist, weiter unten durch ein z, später wieder durch ein m oder ein n oder ein f oder jeden andern Buchstaben ersetzt werden.«

»Und in diesem Falle?«

»In diesem Falle muß ich Ihnen leider sagen, ist das Kryptogramm völlig unlösbar.«

»Unlösbar!« rief Manuel. »Nein, mein Herr! Wir werden den Schlüssel zu diesem

Schriftstück finden, von dem ein Menschenleben abhängt!«

Von übergroßer Bewegung ergriffen, die er nicht zu bemeistern vermochte, hatte Manuel sich erhoben. Die Antwort, die er erhalten hatte, war so entmutigend, daß er sie nicht als endgiltigen Bescheid hinnehmen mochte.

Auf einen Wink des Beamten nahm er jedoch wieder Platz und fragte in ruhigerem Tone:

»Und wie, Herr Richter, sind Sie zunächst auf den Gedanken gekommen, daß das Grundgesetz dieses Schriftstücks eine Chiffre sei oder, wie Sie sagen, eine Zahl?«

»Hören Sie mir zu, junger Mann,« antwortete der Richter Jarriquez, »und Sie werden selber zu der Ueberzeugung kommen.«

Der Richter nahm das Schriftstück, breitete es vor Manuel aus und unterrichtete ihn

über die angestellten Versuche.

»Ich bin zuvörderst,« sagte er, »mit diesem Schriftstück verfahren, wie es geschehen mußte, nämlich logisch, indem ich mich auf keine Zufälligkeiten einließ. Ich habe daher ein Alphabet festgelegt auf Grund des Verhältnisses, in welchem die gebräuchlichsten Buchstaben unsrer Sprache vorkommen, und habe versucht, ob ich die Schrift auf diese Weise lesen kann. Der Versuch ist fehlgeschlagen!«

»Fehlgeschlagen!«

»Jawohl, junger Mann! Und ich hätte von vornherein erkennen sollen, daß ein Erfolg auf diese Weise nicht möglich sei. In Wahrheit hätte ein geübterer Blick als der meine sich nicht täuschen lassen.«

»Aber um Gottes willen!« rief Manuel.
»Wenn ich nur begreifen könnte!«

»Nehmen Sie das Dokument,« fuhr der Richter Jarriquez fort: »beschränken Sie

sich nur darauf, die Folge der Buchstaben zu betrachten, und lesen Sie es ganz durch.«

Manuel tat, wie ihm geheißen.

»Finden Sie nicht die Aneinanderhäufung gewisser Buchstaben sehr bizarr?« fragte der Beamte.

»Ich sehe nichts,« antwortete Manuel, nachdem er zum hundertsten Male schon die Zeilen des Schriftstücks durchflogen hatte.

»Schön, beschränken Sie sich darauf, den letzten Paragraphen zu studieren. Hier ist, wie Sie begreifen werden, der ganze Inhalt des Dokuments kurz zusammengefaßt. Bemerken Sie hier nichts Anormales?«

»Nichts!«

»Es ist indes etwas darin, was aufs deutlichste und sicherste beweist, daß das

Schriftstück nach einer zu Grunde gelegten Zahl geschrieben ist.«

»Was wäre das?« fragte Manuel.

»Das ist oder vielmehr sind einige Buchstaben, die an mehreren Stellen nebeneinander stehen.«

Dies war in der Tat der Fall und mußte allerdings auffallen. Der 1. und 2., 15. und 16., 20. und 21. Buchstabe und weiterhin noch mehrere waren solche beieinander stehende Konsonanten. Diese Eigentümlichkeit war dem Beamten selber zuvor nicht aufgefallen.

»Und das beweist?« fragte Manuel, ohne zu erraten, welche Folgerung jener aus diesem Umstand zog.

»Dies beweist ganz einfach, junger Mann, daß das Schriftstück auf einer Zahl beruht. Dies beweist von vornherein, daß jeder Buchstabe entsprechend den Zahlen dieser

Chiffre und ihrer Stellen durch einen andern ersetzt ist,«

»Und warum?«

»Weil es in keiner Sprache Worte gibt, die eine so häufige Konsonantenzusammenstellung mit sich brächten.«

Dies leuchtete Manuel freilich ein, er überlegte, fand aber nichts zu erwidern.

»Und wenn ich das schon vorher bemerkt hätte,« fuhr der Beamte fort, »dann hätte ich mir die Mühe und eine beginnende Migräne erspart, die sich von der Stirn bis zum Hinterkopf zieht.«

»Aber, Herr Richter,« fragte Manuel, der das bißchen Hoffnung, daran er sich noch geklammert hatte, zerrinnen fühlte, »was verstehen Sie unter einer Chiffre?«

»Sagen wir eine Zahl.«

»Gut, eine Zahl!«

»Ein Beispiel wird Ihnen das besser begreiflich machen als alle Erklärungen.«

Der Richter Jarriquez setzte sich an den Tisch, nahm ein Blatt Papier, einen Bleistift und sagte:

»Herr Manuel, wir wollen einen beliebigen Satz wählen, ganz aufs Geratewohl, den ersten besten, meinetwegen: »Jarriquez der Richter, ist ein scharfsinniger Mann.« Ich schreibe diesen Satz so auf, daß ich die Buchstaben von einander trenne, und erhalte folgende Buchstabenreihe:

Hierauf sah der Beamte – der hierin ohne Zweifel eine jener Behauptungen erblickte, die ganz unbestreitbar sind – Manuel ins Gesicht und sagte:

»Nehmen wir an, ich wähle jetzt aufs Geratewohl eine Zahl, um dieser natürlichen Folge von Worten eine kryptographische Form zu geben. Nehmen wir an, die Zahl besteht aus drei Ziffern, und diese Ziffern sind 4, 2 und 3. Ich setze

besagte Zahl 423 unter die Zeile hier oben, indem ich sie so viele Male wiederhole, als nötig sein wird, um bis an den Schluß des Satzes zu gelangen, und zwar so, daß jede Ziffer unter einen Buchstaben zu stehen kommt. Das ergibt folgendes:

»Wenn ich nun, Herr Manuel, in der Reihenfolge des Alphabets von dem ursprünglichen Buchstaben aus um den Wert der betreffenden Ziffer heruntergehe und den so gefundenen Buchstaben an Stelle des ursprünglichen setze, so ergibt sich dies:

und so fort. Wenn ich bei dem Wert der Ziffern, aus denen die betreffende Zahl besteht, an das Ende des Alphabets gelange, ohne zum Abzählen noch genügend Buchstaben zur Beifügung zu haben, so zähle ich beim Anfang des Alphabets weiter. Das trifft beim letzten Buchstaben meines Namens ein, beim z, unter welchem die Ziffer 3 steht. Da nach dem z das Alphabet mir keine weiteren Buchstaben an

die Hand gibt, fange ich wieder beim a mit dem Zählen an und erhalte in diesem Fall:

z weniger 3 gleich c.

Wenn ich dieses auf der Zahl 423 beruhende kryptographische System durchgeführt habe – die, vergessen Sie nicht! willkürlich erwählt worden ist – so tritt an die Stelle des Ihnen bekannten Satzes jetzt die Buchstabenreihe:

»

Neuvktygchguvkflvhvkvxglruhltvgjdvhvm
pqmihvodrp.«

»Nun, junger Mann, betrachten Sie diesen Satz genau? Hat er nicht dasselbe Aussehen wie das fragliche Schriftstück? Was geht daraus hervor? Daß die Bedeutung des Buchstabens sich nach der Ziffer richtet, die der Zufall unter ihn gesetzt hat, und daß der dem eigentlichen Buchstaben entsprechende Buchstabe nicht immer der gleiche sein kann. Sie sehen, daß Sie die Zahl 423 kennen müssen, um diese Zeilen

lesen zu können. Wenn nun die Zahl, die die Grundlage des Dokuments bildet, sich Ihrer Kenntnis entzieht, wird es sich nun und nimmer entziffern lassen.«

Als Manuel den Richter mit so scharfer Logik seine Erklärungen abgeben hörte, fühlte er sich zuerst völlig niedergeschlagen. Dann aber hob er den Kopf und rief:

»Nein, Herr Richter! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, die Zahl zu finden.«

»Vielleicht wäre es möglich,« antwortete der Richter Jarriquez, »wenn die Zeilen des Schriftstücks in Worte eingeteilt wären.«

»Warum?«

»Das will ich Ihnen erklären, junger Mann. Man darf mit voller Bestimmtheit behaupten, nicht wahr, daß dieser letzte Paragraph des Dokuments alles noch einmal zusammenfassen muß, was in den vorhergehenden Paragraphen steht. Es steht

also für mich fest, daß der Name Joam Dacosta darin vorkommt. Wenn nun die Zeilen in Worte geteilt wären, so würde ich mit jedem Worte nacheinander den Versuch machen – das heißt mit den Worten, die sieben Buchstaben haben wie der Name Dacosta – und es wäre nicht unmöglich, daß man die Zahl finde, die den Schlüssel des Schriftstücks bildet.«

»Wollen Sie mir erklären, wie man da verfahren müßte,« fragte Manuel, der hier vielleicht einen letzten Hoffnungsstrahl erblickte.

»Nichts ist einfacher,« antwortete der Richter Jarriquez. »Nehmen wir zum Beispiel eines der Worte des Satzes, den ich eben geschrieben habe – meinen Namen, wenn Sie wollen. Im Kryptogramm ist er durch die bizarre Buchstabenfolge: *Ncvvktygc* dargestellt. Schön! schreiben wir diese Buchstaben in eine senkrechte Reihe, indem wir daneben die Buchstaben meines Namens setzen, und wenn wir nun vom einen zum andern in der alphabetischen

Reihenfolge aufwärts zählen und die sich ergebende Zahl notieren, so erhalten wir die folgende Formel:

»Wie setzt sich also die Ziffernreihe zusammen, die wir durch dieses sehr einfache Verfahren erhalten haben? Sehen Sie! die Ziffern 423 423 423 usw., das heißt, wir erhalten die mehrmals wiederholte Zahl 423.«

»Hm! das stimmt!« antwortete Manuel.

»Sie begreifen! Indem ich in dieser Weise in der alphabetischen Reihenfolge vom falschen Buchstaben zum richtigen nach oben gezählt habe, statt vom richtigen zum falschen nach unten, ist es mir ein leichtes gewesen, die Zahl herauszubekommen und festzustellen, daß die gesuchte Zahl in der Tat 423 ist, die ich zum Schlüssel meines Kryptogramms gewählt habe.«

»Nun, Herr Richter,« rief Manuel, »wenn nun – wie es ja der Fall sein muß – der Name Dacosta sich in diesem letzten

Paragraphen vorfindet, und man hintereinander jeden Buchstaben dieser Zeilen als den ersten der sieben Buchstaben annimmt, aus denen der Name Dacosta besteht, so muß man doch schließlich —«

»Das wäre in der Tat möglich,« antwortete der Richter Jarriquez, »aber nur unter einer Bedingung.«

»Das wäre?«

»Daß nämlich die erste Ziffer der Zahl genau unter den ersten Buchstaben des Wortes Dacosta zu stehen käme, und Sie werden mir zugeben, daß dies keinesfalls wahrscheinlich ist.«

»In der Tat!« antwortete Manuel, der angesichts dieser Unwahrscheinlichkeit die letzte Hoffnung aufgeben zu sollen glaubte.

»Man mußte sich also auf den puren Zufall verlassen,« fuhr der Richter Jarriquez fort, den Kopf schüttelnd, »und der Zufall hat

bei Nachforschungen dieser Art nichts zu suchen.«

»Aber könnte nicht schließlich,« versetzte Manuel, »der Zufall uns diese Zahl an die Hand geben?«

»Diese Zahl!« rief der Beamte. »Diese Zahl! Aber aus wie viel Ziffern besteht sie? Aus zwei, drei, vier, neun oder zehn? Besteht diese Zahl aus verschiedenen Ziffern oder aus mehrmals wiederholten? Wissen Sie, junger Mann, daß man aus den 10 Ziffern des Zahlensystems, wenn alle angewandt werden, ohne auch nur eine zu wiederholen, 3268800 verschiedene Zahlen machen kann, und daß, wenn man mehrere gleiche Ziffern nimmt, diese Millionen Kombinationen sich wiederum mehren? Und wissen Sie, daß, wenn man auch nur eine einzige der 525 600 Minuten, die das Jahr hat, darauf verwendete, eine dieser Zahlen zu probieren, man über sechs Jahre brauchte und daß man über drei Jahrhunderte dazu nötig hätte, wenn jeder

Versuch eine Stunde erforderte. Nein! Hier fordern Sie das Unmögliche!«

»Unmöglich, Herr Richter, ist das,« antwortete Manuel, »daß ein Gerechter verurteilt werde, daß Joam Dacosta Leben und Ehre verliere, wenn Sie den Beweis für seine Unschuld in den Händen haben! Das ist das Unmögliche!«

»Ah, junger Mann,« rief der Richter Jarriquez, »wer sagt Ihnen schließlich, daß dieser Torres nicht gelogen hat, daß er in der Tat ein Dokument besessen hat, das von dem Urheber des Verbrechens geschrieben worden ist, daß dieses Papier tatsächlich dieses Dokument ist und daß es auf Joam Dacosta Bezug hat?«

»Wer das sagt?« wiederholte Manuel.

Und der Kopf sank ihm in beide Hände.

In der Tat bewies nichts mit Bestimmtheit, daß das Schriftstück sich auf das Verbrechen im Diamantendistrikt bezog.

Nichts besagte, ob es nicht überhaupt jedes Sinnes ermangelte, ob es nicht von Torres selber ersonnen sei, der ebenso wohl fähig war, ein unechtes wie ein echtes Dokument zu verkaufen.

»Macht nichts, Herr Manuel,« antwortete der Richter Jarriquez, sich erhebend, »macht nichts! Auf welche Geschichte dieses Dokument auch Bezug haben mag, ich werde es nicht aufgeben, nach der Chiffre zu suchen! Schließlich hat das denselben Reiz wie irgend ein Logogryph oder ein Rebus.«

Nach diesen Worten erhob sich Manuel, begrüßte den Beamten und kehrte, als er gegangen war, zur Jangada zurück.

Siebzehntes Kapitel.Ganz aufs Geratewohl

Inzwischen hatte ein völliger Umschwung der öffentlichen Meinung betreffs Joam Dacostas stattgefunden. Auf die Erbitterung war Mitleid gefolgt. Die Bevölkerung begab sich nicht mehr nach dem Gefängnis von Manaos, um den Tod des Gefangenen schreiend zu fordern. Im Gegenteil! Die zuerst am wildesten ihn angeklagt hatten, daß er der Haupturheber des Verbrechens von Tijuco sei, verkündeten jetzt, er sei nicht der Schuldige, und verlangten seine sofortige Freilassung: so geht die Menge von einem Extrem ins andere.

Dieser Umschwung ist begreiflich.

Die Ereignisse der letzten zwei Tage, das Duell zwischen Benito und Torres, die Auffindung der Leiche unter so eigentümlichen Umständen, die Entdeckung des Dokuments, das,

wenngleich es unentzifferbar sein sollte, den faktischen Beweis für die Unschuld Joam Dacostas enthielt, weil es von der Hand des wahren Schuldigen herrührte – alles hatte dazu beigetragen, diesen Wandel in der öffentlichen Meinung zu bewirken.

Was man vor 48 Stunden gehofft und ungeduldig verlangt hatte, das war jetzt eine Befürchtung: das Eintreffen des Befehls von Rio de Janeiro.

Das konnte jedoch nicht mehr lange dauern.

Am 24. August war Joam Dacosta verhaftet worden, und am Tage darauf hatte das Verhör stattgefunden. Am 26. war der Bericht des Richters abgegangen. Man schrieb jetzt den 28.

In drei bis vier Tagen spätestens mußte der Minister zu einem Entschluß betreffs des Verurteilten gelangen, und es war nur zu gewiß, daß »die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen würde«.

Ja! Niemand zweifelte daran. Und wiederum war es für niemand, weder für seine Familie, noch für die ganze Bevölkerung von Manaos, die mit regster Anteilnahme die Entwicklung dieser dramatischen Angelegenheit verfolgte, eine Frage, daß in der Tat aus diesem Dokument Joam Dacostas Unschuld deutlich hervorgehe.

Aber in der Außenwelt, in den Augen unbeteiligter oder gleichgiltiger Beobachter, die nicht unter dem Eindruck der Geschehnisse standen, konnte dieses Dokument wenig Wert haben, da nicht einmal festzustellen war, daß es sich auch wirklich auf das Verbrechen im Diamantendistrikt bezog. Es war da, das ließ sich nicht bestreiten. Es war bei der Leiche Torres' gefunden worden, das stand fest.

Man konnte sich sogar darüber vergewissern, indem man es mit dem Brief, in welchem Torres Dacosta denunziert

hatte, verglich, daß es nicht von der Hand des Abenteurers geschrieben worden war.

Und doch – wie der Richter Jarriquez gesagt hatte warum sollte dieser Elende es nicht zu gewinnsüchtigen Zwecken angefertigt haben? Dies konnte um so mehr der Fall sein, da Torres es nicht eher hatte hergeben wollen, als nach seiner Verheiratung mit Joam Dacostas Tochter, das heißt, wenn an der vollendeten Tatsache nichts mehr zu ändern gewesen wäre.

All diese Annahmen waren möglich – und es ist zu begreifen, daß diese Angelegenheit die höchste Spannung hervorrief. In jedem Falle stand es freilich um Joam Dacosta verzweifelt schlecht.

Solange das Dokument entziffert war, war es überhaupt, als sei er nicht am Leben, und wenn das Rätsel nicht durch ein Wunder in drei Tagen gelöst war, dann mußte der Verurteilte von Tijuco seinen letzten Gang antreten.

Und dieses Wunder wollte ein Mensch vollbringen! Dieser Mensch war der Richter Jarriquez, und jetzt arbeitete er mehr in Joam Dacostas Interesse als zur Befriedigung seiner analytischen Fähigkeiten. Ja! Auch in seinem Geiste hatte ein Umschwung stattgefunden.

Dieser Mann, der freiwillig seinen Schlupfwinkel in Iquitos aufgegeben hatte, der auf Gefahr seines Lebens gekommen war, die Wiederherstellung seiner Ehre von der brasilianischen Justiz zu fordern, war dieser Mann nicht an sich ein moralisches Rätsel, das tausend andere aufwog?

Der Richter war entschlossen, das Dokument nicht eher wegzulegen, bis er die Chiffre entdeckt hätte. Er versteifte sich darauf. Er biß sich darein fest. Er aß nicht mehr. Seine ganze Zeit verwendete er darauf, Zahlen zu kombinieren, um einen Schlüssel zu schmieden, der dieses Schloß öffnete!

Am Ende des ersten Tages war dieser Gedanke im Gehirn des Richters Jarriquez zur fixen Idee geworden. Ein mit Mühe bezwungener Zorn kochte in ihm und beherrschte ihn beständig.

Sein ganzes Haus erzitterte darunter. Seine Diener, ob weiße oder schwarze, getrauten sich nicht mehr in seine Nähe.

Zum Glück war er Junggeselle, sonst hätte Dame Jarriquez böse Stunden gehabt.

Noch nie hatte ein Rätsel dieses Original von einem Manne in diesem Maße außer sich gebracht, und er war fest entschlossen, die Lösung zu verfolgen, so lange ihm der Kopf noch nicht platzte, wie ein überheizter Kessel unterm Druck der Dämpfe.

Es stand für den würdigen Beamten jetzt völlig fest, daß der Schlüssel des Dokuments eine Zahl war, die aus zwei oder mehreren Ziffern bestand, aber daß diese Zahl unmöglich zu finden sei.

Dennoch machte sich der Richter Jarriquez mit wahrhafter Wut an diese Arbeit, und auf diese übermenschliche Arbeit verwendete er am 28. August all seine Fähigkeiten.

Diese Zahl aufs Geratewohl suchen, hieß, wie er schon gesagt hatte, sich in Millionen von Kombinationen verlieren, für die das Leben eines Rechners erster Klasse nicht hingereicht hätte. Wer wenn man auf den Zufall in keiner Weise zählen durfte, war es denn ganz unmöglich, durch logische Ueberlegung weiter zu kommen? Nein! Und dieser Aufgabe widmete sich der Richter Jarriquez mit ganzer Seele, nachdem er einige Stunden vergebens Schlaf gesucht hatte.

Wer in diesem Augenblick über die strengen Schutzvorrichtungen, die seine Abgeschlossenheit sicherten, bis zu ihm hätte dringen können, der hätte ihn wie am vergangenen Tage in seinem Arbeitszimmer gefunden, an seinem Schreibtisch, den Blick in das Dokument versenkt, dessen Tausende von verwirrten Lettern einen Tanz

um seinen brennenden Kopf aufzuführen schienen.

»Ah!« rief er. »Warum hat der erbärmliche Schuft, der es geschrieben hat, wer es auch sein möge, nicht die Worte dieses Paragraphen auseinander gehalten? Dann könnte man – dann ließe sich versuchen – aber nein! Und wenn in diesem Dokument wirtlich von dem Raubmord die Rede ist, dann müssen sich unbedingt bestimmte Worte darin vorfinden, wie Diamanten, Distrikt, Tijuco, Dacosta, und andere noch, was weiß ich! und wenn man ihnen ihre kryptologischen Aequivalente gegenüberstellte, könnte man schließlich die Zahl finden. Aber nichts! Keine Spur von einer Trennung. Ein Wort, ein einziges! Ein Wort von 294 Buchstaben! – Ach! sei er 294 mal verflucht, der Idiot, der sein System so unheilvoll verschleiert hat! Dafür verdiente er 294 mal geköpft zu werden!

Und ein heftiger, gegen das Schriftstück geführter Faustschlag lieh diesem wenig

menschenfreundlichen Wunsche
Nachdruck.

»Aber wenn es schließlich ausgeschlossen ist, daß ich eins dieser Worte in dem ganzen langen Schriftstück suche, kann ich da nicht wenigstens probieren, ob ich es am Anfang oder Ende irgend eines der Paragraphen finde? Vielleicht bietet sich hier eine Möglichkeit, die nicht außer acht gelassen werden darf.«

Und indem er es mit diesem Verfahren probieren wollte, versuchte er, ob die Buchstaben am Anfang oder Ende jedes Absatzes des Dokuments denen entsprechen könnten, die das allerwichtigste Wort bildeten – das notwendigerweise an irgend einer Stelle sich vorfand das Wort Dacosta.

Es ergab nichts.

Um nur den letzten Absatz und die sieben Buchstaben, mit denen er begann,

anzuführen, so fand der Richter Jarriquez folgende Formel:

Gleich beim dritten Buchstaben mußte der Richter Jarriquez in seinen Berechnungen innehalten, da die Entfernung der Buchstaben t und c im Alphabet nicht eine, sondern zwei Ziffern ergab, nämlich 17, und weil in dieser Art von Kryptogrammen ein Buchstabe immer nur durch einen einzigen andern ersetzt werden kann.

Mit den sieben letzten Buchstaben des Paragraphen Wsuvjhd verhielt es sich eben so, denn gleich der erste Buchstabe, das W, konnte in keinem Fall für D stehen, da es von diesem um ganze 19 Buchstaben auseinander lag.

An dieser Stelle stand der Name also nicht.

Dieselbe Beobachtung machte er mit den Worten Distrikt und Tijuco, die er nun probierte.

Nach dieser Arbeit stand der Richter Jarriquez auf, der Kopf war ihm wie zerschlagen, er durchmaß sein Zimmer, schöpfte am Fenster Luft und stieß eine Art Stöhnen aus, das so laut war, daß eine ganze Schar Kolibris, die sich im Blätterwerk einer Mimose tummelte, scheu davon schwirrte.

Dann kehrte er zu dem Schriftstück zurück.

Er nahm es zur Hand und drehte es hin und her.

»Der Esel! Der Idiot!« knurrte der Richter Jarriquez. »Er macht mich noch verrückt! Aber Halt! – Ruhe! – Nicht den Verstand verlieren! – Das wäre zur Unzeit!«

Nachdem er sich den Kopf mit einer kalten Abwaschung erfrischt hatte, fuhr er fort:

»Wir wollen etwas anderes versuchen, da ich aus der Anordnung dieser verwünschten Buchstaben keine Zahl ableiten kann; wir wollen sehen, welche Zahl der Schreiber

dieses Dokuments möglicherweise hat wählen können, angenommen, daß er auch der Urheber des Verbrechens von Tijuco ist.«

Auf diese Weise versuchte der Richter es mit einer andern Methode, und vielleicht hatte er recht, denn sie entbehrte keineswegs einer gewissen Logik.

»Warum,« sagte er, »sollte dieser Verbrecher nicht das Jahr gewählt haben, in welchem Joam Dacosta geboren worden ist – jener Unschuldige, den er an seiner Stelle hat verurteilen lassen – sei es auch nur, um diese Zahl nicht zu vergessen, die so wichtig für ihn war? Joam Dacosta ist 1804 geboren. Sehen wir zu, was 1804, als kryptologische Zahl genommen, ergibt.«

Der Richter Jarriquez schrieb die ersten Buchstaben des Paragraphen nieder und darüber die Zahl 1804, die er dreimal wiederholte, und erhielt so folgende Formel:

Indem er in der alphabetischen Reihenfolge um eben so viel Buchstaben, als der Wert der betreffenden Ziffer betrug, nach oben zählte, erhielt er folgende Reihe:

welche gar keinen Sinn hatte!

Und dabei fehlten ihm noch drei Buchstaben, die er durch Punkte hatte ersetzen müssen, weil die Ziffern 8, 4 und die über den drei Buchstaben h, b und h standen, keine Buchstaben ergaben, die denselben beim Zählen aufwärts entsprochen hätten.

»Das ist es auch noch nicht!« rief der Richter Jarriquez. »Versuchen wir es mit einer andern Zahl!«

Und er fragte sich, ob anstatt dieser Zahl der Schreiber des Dokuments nicht eher die Zahl des Jahres hätte wählen sollen, in welcher das Verbrechen verübt wurde.

Das war das Jahr 1826.

Indem er nun in derselben Weise verfuhr,
erhielt er die Formel:

was folgendes ergab:

Dieselbe inhaltlose Buchstabenreihe, die
gar keinen Sinn ergab. Wie in der vorigen
Formel fehlten immer noch mehrere
Buchstaben.

»Verwünschte Zahl!« rief der Beamte.
»Auch das muß aufgegeben werden! Eine
andere Zahl! Sollte dieser Idiot die Zahl der
Kontos, die der Raub betrug, gewählt
haben?«

Der Wert der gestohlenen Diamanten betrug
834 Kontos. Etwa $2\ 500\ 000 = 2\ 025\ 000$
Mk.

Die auf diese Weise erhaltene Formel war:

welche folgendes ebenso wenig
befriedigende Resultat ergab:

»Zum Teufel das Dokument und der, der es
ersann!« rief der Richter Jarriquez und warf

das Papier hin, das in die andere Ecke des Zimmers flog. »Ein Engel würde darüber die Geduld verlieren und zu fluchen anfangen!«

Aber sobald diese augenblickliche Wut verflogen war, hob der Beamte das Dokument auf, denn er wollte sich nicht aus dem Felde schlagen lassen. Was er mit den ersten Buchstaben der verschiedenen Paragraphen versucht hatte, versuchte er nun mit den letzten – ebenso erfolglos.

Worauf seine überreizte Phantasie nur kommen mochte, alles wurde probiert. Nacheinander wurden die Zahlen probiert, wie das Alter Joam Dacostas, das dem Urheber des Verbrechens bekannt sein mußte, das Datum seiner Verhaftung, das Datum seiner Verurteilung vorm Schwurgericht von Villa-Rica, das für die Vollstreckung festgesetzte Datum, usw. usw., selbst die Zahl der bei dem Verbrechen von Tijuco gefallenen Opfer wurde probiert.

Nichts! immer noch nichts!

Der Richter Jarriquez befand sich in einem Zustande der Ueberreizung, bei dem tatsächlich für das Gleichgewicht seiner geistigen Fähigkeiten zu fürchten war. Er strampelte förmlich mit Händen und Beinen und rang sich ab, als kämpfte er mit einem Gegner Leib an Leib.

»Aufs Geratewohl,« rief er, »und möge der Himmel mir helfen, da die Logik nichts vermag!«

Seine Hand griff nach der Schnur einer Klingel, die über seinem Arbeitstische hing. Er klingelte heftig und lief sogar nach der Tür, die er aufriß.

»Bobo!« rief er.

Es vergingen einige Augenblicke.

Bobo, ein freigelassener Neger, der bevorzugte Hausbursche, kam nicht zum

Vorschein. Augenscheinlich fehlte Bobo der Mut, ins Zimmer seines Herrn zu treten.

Der Richter schellte noch einmal. Er rief Bobo noch einmal, der in seinem eigenen Interesse den Schwerhörigen machen zu sollen meinte.

Endlich nach dem dritten Klingeln – wobei die Klingel herunterfiel und die Klingelschnur zerriß – erschien Bobo.

»Was befiehlt mein Herr?« fragte Bobo, vorsichtigerweise auf der Schwelle stehen bleibend.

»Komm herein, ohne ein Wort zu sprechen!« antwortete der Beamte, dessen flammender Blick den Neger erzittern machte.

Bob kam herein.

»Bobo,« sagte der Richter Jarriquez, »gib wohl acht auf das, was ich dir sagen werde,

und antworte auf der Stelle, ohne auch nur einen Moment nachzudenken, oder ich ...«

Bobo riß Mund und Augen auf und stand da wie einer, der sich willenlos in sein Schicksal ergibt.

»Bist du soweit?« fragte sein Herr.

»Bin ich,« stammelte der Schwarze.

»Aufpassen! Sage mir, ohne zu suchen, verstehst du wohl, die erste beste Zahl, die dir in den Sinn kommt.«

»Sechsundsiebzigtausendzweihundertdreißig zwanzig!« antwortete Bobo in einem Atem.

Ohne Zweifel dachte Bobo seinem Herrn einen besondern Gefallen zu tun, wenn er eine recht hohe Zahl nannte.

Der Richter Jarriquez war nach seinem Tisch gelaufen, und mit dem Bleistift in der Hand hatte er nach der von Bobo als dem

bloßen Werkzeug des Zufalls angegebenen Zahl seine Formel festgestellt.

Begreiflicherweise wäre es nur zu unwahrscheinlich gewesen, wenn diese Zahl 76 223 gerade die hätte sein sollen, die den Schlüssel des Dokuments ergab.

Die Zahl hatte daher keinen andern Erfolg, als daß sich dem Munde des Richters Jarriquez ein so nachdrücklicher Fluch entrang, daß Bobo sich beeilte, aufs schleunigste zu verschwinden.

Achtzehntes Kapitel.Letzte Bemühungen

Inzwischen erschöpfte nicht nur der Richter seine Kraft in ergebnislosen Bemühungen. Benito, Manuel und Minha hatten sich zu gemeinsamer Arbeit vereint, um dem Schriftstück das Geheimnis zu entreißen, von dem das Leben ihres Vaters abhing.

Fragoso seinerseits, dem Lina zur Seite stand, wollte nicht zurückbleiben; aber all ihr Scharfsinn hatte nichts genutzt, und die Zahl war noch immer nicht gefunden.

»So finde sie doch, Fragoso!« hatte die junge Mulattin ihm immer wieder gesagt.
»So finde sie doch!«

»Ich werde sie finden,« antwortete Fragoso.

Und er fand sie doch nicht.

Fragoso trug sich jedoch mit dem Gedanken, einen Plan auszuführen, von dem er, selbst Lina gegenüber, nichts verlauten lassen wollte – ein Plan, der in seinem Gehirn auch zur fixen Idee geworden war: nämlich sich auf die Suche nach jener Truppe zu begeben, der der ehemalige Buschkapitän angehört hatte, und zu entdecken, wer der Verfasser des chiffrierten Schriftstückes, der sich des Raubmordes von Tijuco schuldig bekannt hatte, gewesen sein könne.

Der Teil der Amazonenprovinz, in welcher diese Truppe tätig gewesen war, der Ort selber, wo Fragoso vor mehreren Jahren mit ihr zusammengetroffen war, der Bezirk, für den sie bestimmt war, lag nicht allzuweit von Manaos. Man brauchte nur etwa 50 Meilen stromab zu gehen, nach der Mündung des Madeira zu, eines rechten Nebenflusses, und dort konnte man ohne Zweifel den Befehlshaber der »Capitano do mato« treffen, der Torres unter sich gehabt hatte.

In zwei bis drei Tagen konnte sich Fragoso mit den ehemaligen Kameraden des Abenteurers in Verbindung gesetzt haben.

»Ja, das kann ich ohne Frage tun,« wiederholte er bei sich selbst, »aber was dann? Was wird das für einen Erfolg haben, vorausgesetzt, daß es mir überhaupt glückt? Wenn wir auch die Gewißheit haben, daß einer von Torres' Gefährten vor kurzem gestorben ist, beweist das denn, daß das der Urheber des Verbrechens ist? Beweist das, daß er Torres ein Schriftstück übergeben hat, in welchem er sein Verbrechen gesteht und Joam Dacosta entlastet? Wird schließlich auf diese Weise der Schlüssel zu dem Schriftstück gefunden? Nein! Zwei Männer allein kennen die Chiffre. Der Schuldige und Torres! Und diese beiden Männer sind nicht mehr!«

So bedachte sich Fragoso. Es war nur zu klar, daß es zu nichts führen würde, wenn er sich auf den Weg machte. Und doch hatte dieser Gedanke ihn völlig in der Gewalt. Eine unwiderstehliche Macht trieb ihn zum

Aufbruch, obwohl er es nicht einmal verbrieft hatte, daß er die Miliz vom Madeira überhaupt finden würde.

Die Truppe konnte in irgend einem Teil der Provinz auf einem Streifzug sein und dann war, um zu ihr zu gelangen, mehr Zeit nötig, als ihm zu Gebote stand. Und was hatte es zu guterletzt für einen Zweck? Was wurde damit erreicht?

Nichtsdestoweniger ist es Tatsache, daß am folgenden Tage, dem 29. August, Fragoso vor Sonnenaufgang, ohne irgendwem etwas davon zu sagen, heimlich die Jangada verließ, nach Manaos ging und sich auf eine der zahlreichen Egariten begab, die täglich den Amazonas hinunterfahren.

Und als man ihn nun nicht mehr an Bord fand und er auch den ganzen Tag über nicht wieder erschien, so war aller Erstaunen groß. Niemand, selbst die junge Mulattin nicht, konnte sich das Verschwinden des so treuen Dieners in so ernster Lage erklären.

Ob der arme Bursche aus Verzweiflung darüber, persönlich dazu beigetragen zu haben, daß Torres auf die Jangada kam, sich am Ende ein Leid zugefügt hatte?

Aber wenn Fragoso sich dies zum Vorwurf gemacht hätte, was sollte sich Benito sagen? Zum erstenmal hatte er Torres in Iquitos aufgefordert, mit auf die Fazenda zu kommen. Zum zweitenmal hatte er ihn in Tabatinga an Bord der Jangada gebracht. Das drittemal hatte er ihn herausgefordert, ihn getötet und den einzigen Zeugen vernichtet, dessen Zeugnis zu Gunsten des Angeklagten lauten konnte!

Und Benito gab sich die Schuld an allem, an der Verhaftung seines Vaters, an dem furchtbaren Unglück, das die Folge sein mußte!

Wenn Torres noch gelebt hätte, so wäre es, das konnte Benito sich sagen, vielleicht gelungen, den Abenteurer zur Herausgabe des Dokuments zu bewegen. Mit Geld hätte man vielleicht Torres, der ja selber in die

Sache nicht verwickelt war, zum Sprechen bringen können. Dann wäre der so eifrig gesuchte Beweis dem Richter unterbreitet worden! Ja! Ohne Zweifel! Und der einzige Mann, der dieses Zeugnis ablegen konnte, war durch Benitos Hand gefallen!

Das sagte der unglückliche junge Mann immer wieder zu seiner Mutter, zu Manuel, zu sich selbst. Diese grausame Verantwortung lud er selber seinem Gewissen auf.

Yaquita, die alle ihr bewilligten Stunden bei ihrem Manne zubrachte, und andererseits ihren Sohn in eine Verzweiflung verfallen sah, die seine Vernunft gefährdet erscheinen ließ, die mutige Yaquita verlor ihre moralische Energie nicht.

Sie zeigte sich als die tapfere Tochter Magalhaes, des würdigen Gefährten des Fazendero von Iquitos.

Die Haltung Joam Dacostas war übrigens dazu angetan, sie in diesem Herzeleid

aufrecht zu erhalten. Dieser brave Mann, ein strenger Puritaner, ein harter Arbeiter, dessen ganzes Leben nur ein Kampf gewesen war, zeigte sich nicht einen Augenblick schwach.

Der schrecklichste Schlag, der ihn getroffen hatte, ohne ihn niederzuschmettern, war der Tod des Richters Ribeiro, in dessen Geist kein Zweifel an seiner Unschuld bestanden hatte. Mit Hilfe seines ehemaligen Verteidigers hatte er um die Wiederherstellung seiner Ehre zu ringen gehofft!

Daß bei der ganzen Sache Torres dazwischen gekommen war, galt für ihn als Nebensache. Und übrigens war ihm vom Vorhandensein dieses Dokumentes noch nichts bekannt gewesen, als er sich entschlossen hatte, Iquitos zu verlassen und sich der Justiz seiner Heimat zu stellen.

Er brachte nur moralische Beweise mit. Sollte unvermutet im Verlauf der Angelegenheit vor oder nach seiner

Verhaftung ein faktischer Beweis zum
Vorschein gekommen sein, so war er gewiß
nicht derjenige, der ihn verschmäht hätte;
wenn aber infolge bedauerlicher Umstände
dieser Beweis verschwunden war, dann war
er in derselben Lage wie beim
Ueberschreiten der brasilianischen Grenze,
in der Lage eines Mannes, der da sagte:

»Hier meine Vergangenheit! Hier meine
Gegenwart! Hier mein ganzes ehrenvolles
Leben der Arbeit und Aufopferung! Euer
erstes Urteil über mich war falsch! Nach 23
Jahren der Verbannung liefre ich mich aus.
Hier bin ich. Richtet mich!«

Der Tod des Abenteurers und die
Unlesbarkeit des bei ihm vorgefundenen
Schriftstückes hatte daher auf Joam
Dacosta keinen so lebhaften Eindruck
machen können, wie auf seine Kinder, seine
Freunde, seine Diener, kurz auf alle, die an
ihm Anteil nahmen.

»Ich vertraue auf meine Unschuld,« sagte
er immer wieder zu Yaquita, »wie ich auf

Gott vertraue! Wenn er meint, daß mein Leben für die Meinen noch von Nutzen ist, und wenn ein Wunder geschehen muß, mich zu retten, so wird er dieses geschehen lassen – wenn nicht, so sterbe ich. Er allein ist der Richter!«

Inzwischen stieg die Erregung in Manaos mit der Zeit, die verfloß. Diese Angelegenheit wurde mit einer Leidenschaft ohne gleichen erörtert. Die öffentliche Meinung facht sich stets an geheimnisvollen Dingen an, und so war das Schriftstück der einzige Gesprächsgegenstand.

Am Ende dieses vierten Tages zweifelte kein Mensch mehr daran, daß es die Rechtfertigung des Verurteilten enthielt.

Uebrigens hatte jeder einzelne sich dahinter gemacht, den unverständlichen Inhalt zu entziffern. Das Diario do Gran Para hatte es im Faksimile veröffentlicht. Autographierte Exemplare waren in großer Anzahl verbreitet, und zwar war dies auf Manuels

Veranlassung geschehen, der nichts unterlassen wollte, was zur Enthüllung des Geheimnisses dienen konnte.

Außerdem war eine Belohnung von 100 Kontos 300 000 Francs = 210 000 Mk. für den ausgesetzt, der die vergebens gesuchte Chiffre des Dokuments fand oder eine Lösung des Rätsels herbeiführte. Das war ein Vermögen. So vergaßen die Leute aller Stände Essen, Trinken und Schlafen und machten sich mit verzweifeltem Eifer über das unlösbare Kryptogramm her.

Bisher war jedoch alles vergeblich gewesen, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß selbst die sinnreichsten Analytiker der Welt sich vergeblich um die Nachtruhe gebracht haben würden.

Es war öffentlich bekannt gegeben worden, daß jede Lösung unverzüglich dem Richter Jarriguez nach seinem Hause in der Straße Gottes des Sohnes zu melden sei; aber am Abend des 29. August war noch nichts

gekommen, und jedesfalls sollte auch überhaupt nichts kommen!

Von allen, die sich diesem kopfbrecherischen Studium widmeten, war tatsächlich der Richter Jarriguez am meisten zu bedauern. Infolge einer ganz natürlichen Gedankenverknüpfung teilte auch er jetzt die allgemeine Ansicht, daß das Dokument sich auf das Verbrechen von Tijuco bezog, daß es von der Hand des Schuldigen selber geschrieben war und daß es Joam Dacosta entlastete.

Mit um so größerer Begierde ging er weiter daran, den Schlüssel zu suchen. Nicht nur der Geschmack an dieser eigenartigen Kunst leitete ihn, sondern ein Drang der Gerechtigkeit, des Mitleids gegen einen Mann, den eine ungerechte Verurteilung getroffen hatte.

Und doch dachte der Richter Jarriguez nicht daran, die Flinte ins Korn zu werfen. Wenn er jetzt nur noch auf den Zufall rechnete, dann mußte dieser Zufall ihm zu Hilfe

kommen, er wollte es! Er suchte ihn auf alle mögliche und unmögliche Weise herauszufordern. Bei ihm war es zur frenetischen Raserei ausgeartet, aber das Schlimme war, daß es eine ohnmächtige Raserei blieb.

Was er während des letzten Teiles dieses Tages an verschiedenen, immer ganz willkürlich gewählten Zahlen probierte – davon hätte man sich keine Vorstellung machen können. Ja, wenn er Zeit dazu gehabt hätte, er hätte kein Bedenken getragen, sich in die Millionen von Kombinationen zu stürzen, die durch die zehn Zeichen des Zahlensystems sich bilden ließen! Er hätte dieser Arbeit sein ganzes Leben geweiht, selbst auf die Gefahr hin, darüber verrückt zu werden. Verrückt! Eh! War er es nicht schon?

Dann kam ihm der Gedanke, daß das Dokument vielleicht von hinten gelesen werden mußte. Er drehte es daher um, hielt es gegen das Licht und versuchte es auf diese Weise.

Den Kopf in den Händen, wie zerschlagen, moralisch und physisch erschöpft, hatte der Richter Jarriquez nicht mehr die Kraft, sich zu bewegen, zu sprechen, zu denken, einen Gedanken an einen andern zu fügen.

Plötzlich ließ sich draußen Geräusch vernehmen. Gleich darauf öffnete sich entgegen seiner ausdrücklichen Weisung jäh die Tür.

Benito und Manuel standen vor ihm. Benito war schrecklich anzusehen, Manuel stützte ihn; denn der unglückliche junge Mann hatte kaum noch die Kraft, sich aufrecht zu halten.

Der Beamte hatte sich lebhaft erhoben.

»Was gibt es, meine Herren, was wollen Sie?« fragte er.

»Die Chiffre! ... die Chiffre!« rief Benito, wahnsinnig vor Schmerz. »Die Chiffre des Schriftstücks!«

»Kennen Sie sie?« rief der Richter Jarriquez.

»Nein, Herr,« versetzte Manuel. »Aber Sie ...?«

»Nichts! – nichts!«

»Nichts!« rief Benito.

Im Uebermaß der Verzweiflung zog er eine Waffe aus dem Gürtel und wollte sich erstechen.

Der Beamte und Manuel warfen sich auf ihn, und mit vieler Mühe gelang es ihnen, ihn zu entwaffnen.

»Benito,« sagte der Richter Jarriquez mit einer Stimme, die er zu ruhigem Tone zwang, »da Ihr Vater nicht mehr der Strafe für ein Verbrechen entgehen kann, das er gar nicht begangen hat, so hätten Sie wahrlich Besseres zu tun, als sich zu töten!«

»Was denn?« rief Benito.

»Sie müssen versuchen, ihm das Leben zu retten.«

»Und wie?«

»Das zu erraten, ist Ihre Sache,« antwortete der Richter. »Es ist nicht meines Amtes, Ihnen das zu sagen.«

Neunzehntes Kapitel. Vorkehrungen

Am folgenden Tage, dem 30. August, besprachen sich Benito und Manuel. Sie hatten den Gedanken verstanden, den der Beamte vor ihnen nicht hatte aussprechen wollen, und suchten jetzt Mittel und Wege zu finden, um die Flucht des Verurteilten zu ermöglichen, den das Todesurteil bedrohte.

Es blieb nichts weiter übrig.

Es war in der Tat nur zu gewiß, daß für die Behörden von Rio de Janeiro das unentzifferte Dokument gar keinen Wert hatte, daß es ein totes Stück Papier war, daß an dem ersten Urteil, durch welches Joam Dacosta des Raubmordes von Tijuco schuldig gesprochen worden war, nichts geändert wurde und daß der Vollstreckungsbefehl unvermeidlich eintreffen würde, da auch eine

Umwandlung der Strafe in diesem Falle ausgeschlossen war.

Ein zweites Mal also durfte Joam Dacosta nicht zögern, sich der Haft, die ihn ungerecht betroffen hatte, durch die Flucht zu entziehen.

Zwischen den beiden jungen Männern wurde zuvörderst ausgemacht, daß über alles, was vorgenommen werden sollte, strenge Verschwiegenheit zu beobachten sei, daß weder Yaquita noch Minha über ihre Versuche unterrichtet werden sollten. Das hieße ihnen vielleicht nur eine letzte Hoffnung machen, die nachher am Ende fehlschlug. Wer konnte wissen, ob dieser Fluchtversuch infolge unvorhergesehener Umstände nicht elendiglich mißglücken würde?

Bei dieser Gelegenheit wäre die Anwesenheit Fragosos ohne Zweifel von großem Wert gewesen. Dieser pfiffige und treue Bursche hätte den beiden jungen Leuten nützlich werden können, aber

Fragoso war nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Lina, die hierüber befragt wurde, konnte nicht sagen, was aus ihm geworden sei, noch warum er die Jangada verlassen habe, ohne selbst ihr etwas davon zu sagen.

Und doch hätte Fragoso, sofern er nur geahnt hätte, daß die Dinge eine solche Wendung nehmen würden, nicht die Familie Dacosta verlassen, um einen Versuch zu machen, der allem Anschein nach von keinem entscheidenden Ergebnis sein konnte.

Ja! viel lieber wäre er bei der Flucht des Verurteilten behilflich gewesen, als daß er sich auf die Suche nach den ehemaligen Kameraden Torres' begeben hätte.

Aber Fragoso war nicht da, und man mußte wohl oder übel ohne ihn fertig werden.

Bei Morgengrauen verließen Benito und Manuel die Jangada und gingen nach

Manaos. Sie gelangten schnell in die Stadt und betraten die engen, zu dieser Zeit noch leeren Straßen.

In wenigen Minuten standen beide vor dem Gefängnis und durcheilten nach allen Richtungen hin das öde Gelände, auf dem das ehemalige Kloster sich erhob, das jetzt als Haftlokal diente.

Diese Oertlichkeit mußte aufs sorgfältigste untersucht werden.

In einer Ecke des Gebäudes lag 25 Fuß überm Erdboden das Fenster der Halle, in der Joam Dacosta eingeschlossen war. Dieses Fenster war durch ein ziemlich schadhaftes Gitter versichert, das leicht auszuheben oder zu zersägen sein würde, wenn man nur hinauf gelangen konnte.

Die schlecht gefügten Steine der Mauer, die an vielen Stellen bröcklig waren, wiesen zahlreiche Vorsprünge auf, die dem Fuß einen sichern Stützpunkt bieten mußten,

wenn es möglich war, sich durch ein Tau hinaufzuziehen.

Ein solches Tau ließ sich vielleicht, wenn man es geschickt warf, um einen der Stäbe des Gitters schlingen, der, aus seiner Lage gehoben, als Haken nach außen hätte dienen können. Hierauf waren nur ein paar Stäbe zu beseitigen, so daß ein Mann hindurchkriechen konnte, und Benito und Manuel brauchten dann nur in die Zelle des Gefangenen hineinzuklettern.

Die Flucht war dann ohne große Schwierigkeiten bewerkstelligt mittels des an dem Eisen befestigten Taues.

Während der Nacht, die ziemlich finster werden mußte, würde keine dieser Vorkehrungen bemerkt werden, und noch vor Tagesanbruch könnte Joam Dacosta in Sicherheit sein.

Eine Stunde lang gingen Manuel und Benito unauffällig hin und her und stellten mit größter Genauigkeit ihre

Untersuchungen an, sowohl über die Lage des Fensters und Gitters, wie auch über den Punkt, an welchem am besten das Tau zu werfen war.

»Das wäre also abgemacht!« sagte Manuel.
»Aber soll Joam Dacosta benachrichtigt werden?«

»Nein, Manuel! Wir wollen ihm ebenso wenig das Geheimnis eines Versuchs mitteilen, der mißglücken kann.«

»Es wird uns glücken, Benito!« antwortete Manuel. »Indessen muß auf alles Vorbedacht genommen werden, und im Fall der Gefängnisaufseher im kritischen Moment die Flucht wittert –«

»Dann haben wir das Geld zur Hand, diesen Mann zu bestechen,« sagte Benito.

»Schön,« sagte Manuel. »Wenn nun unser Vater erst einmal aus dem Gefängnis hinaus ist, dann kann er weder in der Stadt noch

auf der Jangada verborgen bleiben. Wo soll er Zuflucht suchen?«

Diese sehr wichtige Frage war an zweiter Stelle zu entscheiden, und man kam zu folgendem Entschluß.

Hundert Schritt vom Gefängnis etwa war das leere Gefilde von einem der Kanäle durchschnitten, die unterhalb der Stadt in den Rio Negro münden. Dieser Kanal bot einen bequemen Weg, um den Strom zu erreichen, wenn eine Piroge den Flüchtling hier erreichte. Zu Fuß von der Mauer bis zum Kanal waren es, wie gesagt, kaum 100 Schritt.

Benito und Manuel beschlossen also, daß eine der Pirogen um 8 Uhr abends unter der Führung des Lotsen Araujo und zwei kräftiger Ruderer von der Jangada abstoßen sollte. Sie sollte den Rio Negro hinauffahren, durch den Kanal hineinsteuern, durch des unbebaute Gelände hindurchgleiten und, unter dem hohen Gras am Ufer verborgen, die ganze

Nacht über sich dem Gefangenen zur Verfügung halten.

Aber wenn Joam Dacosta erst in der Piroge war, wohin sollte er sich am besten wenden?

Dies war der Gegenstand eines letzten Entschlusses, den die beiden jungen Männer faßten, nachdem das Für und Wider der Frage peinlichst erwogen worden war.

Nach Iquitos zurückkehren, hieß einen schwierigen gefahrvollen Weg einschlagen. In jedem Falle wäre dieser Weg zu weit, ob er nun über Land flüchtete oder den Amazonas hinauffuhr. Weder mit einem Pferd noch mit einer Piroge konnte er sich schnell genug außer Verfolgung bringen.

Ferner bot die Fazenda ihm keine sichre Zuflucht. Wenn er dorthin zurückkehrte, war er nicht mehr der Fazendero Joam Garral, sondern der Verurteilte Joam Dacosta, dem beständig die Auslieferung

drohte. Er durfte daher nicht daran denken, sein früheres Leben wieder auszunehmen.

Auf dem Rio Negro zu flüchten bis in den Norden der Provinz oder noch über die brasilianischen Besitzungen hinaus, wäre ein Vorhaben gewesen, das mehr Zeit bedingte, als Joam Dacosta zur Verfügung stand, und seine erste Sorge mußte sein, sich unmittelbarer Verfolgung zu entziehen.

Die Fahrt stromab mußte an den zahlreichen Posten, Dörfern und Städten zu beiden Seiten des Stromes vorbeiführen. Das Signalement des Verurteilten aber wurde sicher allen Polizeiamttern mit geteilt. Er lief daher Gefahr, noch ehe er das Gestade des Atlantischen Ozeans erreichte, verhaftet zu werden. Und hatte er es erreicht, wo und wie sollte er sich verbergen und eine Gelegenheit abwarten, um zu Schiffe zu gehen und ein ganzes Meer zwischen sich und die Justiz zu bringen?

Nach Prüfung dieser verschiedenen Pläne kamen Benito und Manuel dahin überein, daß sie alle nicht ausführbar seien. Einer allein bot einige Aussicht auf Rettung.

Das war folgender Plan: nach der Flucht aus dem Gefängnis die Piroge besteigen, dem Kanal bis zum Rio Negro folgen, diesen Nebenfluß bis zur Mündung in den Hauptstrom hinabfahren, dann im Amazonenstrom sich am rechten Ufer halten, etwa 66 Meilen weit stromab fahren, indem man nachts fuhr und tagsüber sich verborgen hielt, und so die Mündung des Madeira erreichen.

Dieser Zufluß, der vom Abhang der Cordilleren herkommt und von 100 Nebenflüssen gespeist wird, ist eine wirkliche Wasserstraße, welche bis in das Herz von Bolivia offen ist. Eine Piroge konnte hier hineinsteuern, ohne daß man eine Spur von ihr gewahr wurde. Dann konnte man in einem Flecken oder Weiler jenseits der brasilianischen Grenze Zuflucht suchen.

Hier würde Joam Dacosta verhältnismäßig sicher sein. Hier konnte er, wenn es sein mußte, mehrere Monate warten, bis sich eine Gelegenheit bot, den Strand des Stillen Ozeans zu erreichen und in einem der Küstenhäfen ein Schiff zu besteigen. Führte ihn dieses Schiff nach einem Staate Nordamerikas, so war er gerettet.

Dann konnte er zusehen, ob es ihm gut dünkte, sein ganzes Vermögen zu realisieren, endgültig sein Vaterland zu verlassen und jenseits des Meeres in der alten Welt eine letzte Zuflucht zu suchen, um sein so grausam und ungerecht vergälltes Leben zu beschließen.

Wohin er auch ginge, seine Familie würde ihm ohne Zögern und ohne Klagen folgen, und zu seiner Familie zählte auch Manuel sich selber, da er ja doch durch unlösbare Banden an sie geknüpft werden sollte. Diese Frage war nicht weiter zu erörtern.

»Wir wollen gehen,« sagte Benito. »Vor Einbruch der Nacht muß alles fertig sein,

und wir haben keinen Augenblick zu verlieren.«

Auf ihrer Rückkehr an Bord schritten die beiden jungen Männer an dem Ufer des Kanals hin bis zum Rio Negro. Sie vergewisserten sich, daß die Piroge vollständig freie Fahrt hätte und daß kein Hindernis sie aufhalten könne.

Dann gingen sie am linken Ufer des Nebenflusses entlang, umgingen die jetzt schon belebten Straßen der Stadt und trafen am Ankerplatz der Jangada ein.

Die erste Sorge Benitos war, seine Mutter aufzusuchen. Er fühlte sich Herr genug über sich selbst, um von der Unruhe, die ihn verzehrte, sich nichts merken zu lassen. Er wollte sie beruhigen, ihr sagen, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sei, daß das Geheimnis des Schriftstücks gelöst werden würde, daß in jedem Fall die öffentliche Meinung für Joam Dacosta sei und daß angesichts der allgemeinen Stimmung zu seinen Gunsten die Justiz alle erforderliche

Zeit, um den faktischen Beweis für seine Unschuld endlich doch noch zu erbringen, zugestehen würde.

»Ja, Mutter, ja!« setzte er hinzu. »Morgen werden wir nichts mehr für unseren Vater zu fürchten haben!«

»Möge Gott dich erhören, mein Sohn!« antwortete Yaquita mit einem so fragenden Blick, daß Benito sich fast verraten hätte.

Gemäß ihrer Verabredung hatte seinerseits Manuel versucht, Minha zu beruhigen, indem er ihr versicherte, daß der Richter Jarriquez, von der Unschuld Joam Dacostas überzeugt, ihn, soweit irgend in seinen Kräften stände, zu retten versuchen würde.

»Ich will dir glauben, Manuel!« hatte das junge Mädchen gesagt, das ihre Tränen nicht zurückzuhalten vermochte.

Manuel war rasch von Minha gegangen. Tränen traten auch ihm in die Augen und

straften die hoffnungsvollen Worte, die er gesprochen hatte, Lügen.

Uebrigens war der Augenblick gekommen, dem Gefangenen den täglichen Besuch abzustatten, und Yaquita, von ihrer Tochter begleitet, begab sich eilig nach Manaos.

Eine Stunde lang besprachen sich die beiden jungen Männer mit dem Lotsen Araujo. Sie unterrichteten ihn in allen Einzelheiten von dem Plan, den sie gefaßt hatten, und fragten ihn um Rat betreffs der geplanten Flucht selber wie auch der Maßregeln, die zu ergreifen waren, um für die Folgezeit den Flüchtling in Sicherheit zu bringen.

Araujo hieß alles gut. Er nahm es auf sich, in der Nacht ganz unauffällig die Piroge durch den Kanal zu bringen, den er bis zu der Stelle, wo Joam Dacosta erwartet werden sollte, ganz genau kannte. Zur Mündung in den Rio Negro zurückzukehren, würde gar keine Schwierigkeiten machen, und die Piroge

würde unbemerkt inmitten der treibenden Stämme und Inseln, die ohne Unterlaß den Strom bedeckten, mit hinabgleiten.

Gegen den Plan, den Amazonas bis zum Zusammenfluß mit dem Madeira hinunterzufahren, hatte Araujo gleichfalls nichts einzuwenden. Auch er war der Ansicht, daß dies die beste Lösung sei. Der Lauf des Madeira war ihm auf eine Strecke von 100 Meilen bekannt. Wenn unvermutet die Verfolgung in dieser Richtung geschehen sollte, so wäre es inmitten dieser wenig bevölkerten Provinzen ein leichtes, zu entrinnen, und wenn Joam Dacosta darauf bestand, sein Vaterland für immer zu verlassen, so konnte er mit geringerer Gefahr am Stillen Ozean zu Schiffe gehen als am Atlantischen Ozean.

Daß Araujo ihren Plan billigte, flößte den beiden jungen Männern Zuversicht ein. Sie hatten Vertrauen zu dem praktischen Sinn des Lotsen, und zwar mit Recht. In die Ergebenheit und Aufopferung des wackern Mannes war keinerlei Zweifel zu setzen. Er

hätte sicherlich Leben und Freiheit aufs Spiel gesetzt, um den Fazendero von Iquitos zu retten.

Araujo begann sofort, aber in aller Heimlichkeit, mit den Vorbereitungen, die bei diesem Fluchtversuch ihm oblagen. Eine hohe Summe Geldes wurde ihm von Benito übergeben, damit er während der Fahrt auf dem Madeira gegen alle Möglichkeiten gesichert sei.

Er ließ sofort die Piroge in stand setzen, indem er erklärte, er beabsichtige aus die Suche nach Fragoso zu gehen, der noch nicht wiedergekommen sei und um dessen Schicksal all seine Gefährten in hohem Grade besorgt seien.

Dann legte er selber Vorräte für mehrere Tage in den Kahn und außerdem die Taue und das Werkzeug, die die beiden jungen Männer abholen sollten, sobald er am Ende des Kanals zur verabredeten Stunde eintreffen würde.

Diese Vorbereitungen fielen dem Personal der Jangada gar nicht auf. Die beiden kräftigen Neger, die der Pilot zum Rudern aussuchte, wurden nicht einmal in das Geheimnis gezogen. Dennoch konnte man fest auf sie rechnen. Wenn sie erst erfahren, bei welchem Rettungswerk sie mithelfen sollten, wenn Joam Dacosta, endlich befreit, ihrer Obhut anvertraut würde, so wußte Araujo, daß sie alles, selbst ihr Leben, daran setzen würden, ihren Gebieter zu retten.

Nachmittags war alles zum Aufbruch bereit. Man brauchte nur noch die Nacht abzuwarten.

Aber bevor sie ihren Plan ausführten, wollte Manuel noch ein letztes Mal den Richter Jarriquez aufsuchen. Vielleicht hatte der Beamte ihm etwas Neues über das Dokument mitzuteilen.

Benito zog es vor, auf der Jangada zu bleiben, um auf die Rückkehr der Mutter und Schwester zu warten.

Manuel begab sich also allein in das Haus des Richters Jarriquez und wurde sofort empfangen.

Der Beamte, der sein Arbeitszimmer nicht mehr verließ, befand sich noch immer in derselben überreizten Verfassung. Das von seinen ungestümen Fingern zerknüllte Dokument lag noch immer vor ihm.

»Herr Richter,« sagte Manuel, dessen Stimme bei dieser Frage zitterte, »ist aus Rio de Janeiro –?«

»Nein,« antwortete der Richter Jarriquez, »der Befehl ist noch nicht angekommen – aber jeden Augenblick –!«

»Und das Schriftstück?«

»Nichts!« rief der Richter Jarriquez, »ich habe alles versucht, was mir die Phantasie nur irgend hat eingeben können ... und nichts erreicht!«

»Nichts!«

»Doch eines – ein einziges Wort habe ich in diesem Schriftstück deutlich lesen können, ein einziges!«

»Und dieses Wort?« rief Manuel, »Herr Richter, wie lautet dieses Wort?«

»Fliehen!«

Ohne zu antworten, drückte Manuel dem Richter Jarriquez die Hand und kehrte nach der Jangada zurück, um zu warten, die die Stunde der Entscheidung schlagen würde.

Zwanzigstes Kapitel.Die letzte Nacht

Der Besuch Yaqitas, die in Begleitung ihrer Tochter kam, war der gleiche wie alle Tage und auf die wenigen Stunden beschränkt, die die Gatten miteinander verbringen konnten. In Gegenwart dieser beiden so innig geliebten Wesen war Joam Dacostas Herz nahe am Ueberfließen. Aber der Gatte, der Vater tat sich Gewalt an. Er sprach den beiden armen Frauen Mut zu, er machte ihnen ein wenig Hoffnung, obwohl er selber fast keine mehr hegte. Alle beide kamen in der Absicht, dem Gefangenen gut zuzureden. Aber sie selber bedurften der Zusprache. Wenn sie ihn jedoch fest und hocherhobenen Hauptes bei all seinen Leiden sahen, dann fahlen auch sie wieder ein wenig Hoffnung.

Auch an diesem Tage hatte Joam Dacosta ermutigende Worte zu ihnen gesprochen. Diese unerschütterliche Energie schöpfte er

nicht allein aus dem Bewußtsein seiner Unschuld, sondern auch aus dem Glauben an den Gott, der einen Teil seiner Gerechtigkeit in das Herz der Menschen gelegt hat.

Von dem Dokument sprach er fast nie. Ob es unecht war oder nicht, ob es von Torres selber oder von dem wahren Urheber des Raubmordes geschrieben war, ob es die so eifrig gesuchte Rechtfertigung enthielt oder nicht – nicht auf diese zweifelhafte Hypothese stützte sich Joam Dacosta. Nein! Er sah sich selber für den besten Beweis in seiner Sache an, und sein ganzes Leben der Arbeit und der Ehrenhaftigkeit sollte für ihn sprechen!

Gestärkt durch die männlichen Worte, die ihnen tief zu Herzen gingen, waren an diesem Wend Yaquita und Tochter zurückgekehrt, zuversichtlicher, als sie seit der Verhaftung je gewesen waren.

Ein letztes Mal hatte der Gefangene sie mit doppelter Zärtlichkeit ans Herz gedrückt. Er

schien zu ahnen, daß das Ende nahe bevorstünde.

Als Joam Dacosta allein war, sah er lange unbeweglich.

Die Arme hatte er auf einen kleinen Tisch gestemmt und sein Haupt darauf gestützt.

Was ging in ihm vor? War er zu der Ueberzeugung gelangt, daß die menschliche Gerechtigkeit nach dem ersten falschen Urteil endlich seine Unschuld verkünden werde?

Ja! Er hoffte noch. Mit dem Bericht des Richters Jarriquez über seine Identität mußte, wie er wußte, auch die Rechtfertigungsschrift, die er mit so fester Ueberzeugung geschrieben hatte, in die Hände des obersten Gerichts gelangt sein.

Diese Denkschrift war die Geschichte seines Lebens von seinem Eintritt in das Bureau des Diamantendistrikts an bis zu

dem Augenblicke, wo die Jangada Manaos aufsuchte.

Im Geiste ging jetzt Joam Dacosta sein ganzes Leben durch. Er erlebte seine Vergangenheit noch einmal von dem Zeitpunkt an, wo er als Waise nach Tijuco gekommen war. Durch seinen Eifer hatte er dort Anstellung im Bureau des Generalgouverneurs gefunden. Er war damals noch ziemlich jung. Eine gute Zukunft winkte ihm. Er mußte zu einer hohen Stellung emporsteigen.

Und dann mit einem Schlage diese Katastrophe! Die Plünderung des Diamantenkonvois, das Blutbad der militärischen Eskorte, der Verdacht gegen ihn als den einzigen Beamten, der die geheimgehaltene Absendung hatte verraten können, seine Verhaftung, sein Prozeß vorm Schwurgericht, seine Verurteilung trotz aller Bemühungen seines Advokaten, die letzten Stunden in der Zelle der zum Tode Verurteilten im Gefängnis von Villa-Rica, seine Flucht unter Umständen, die einen

übermenschlichen Mut erheischten, seine Irrfahrt durch die nördlichen Provinzen, seine Ankunft an der peruanischen Grenze, und schließlich die Aufnahme, die der aller Mittel entblößte, Hungers sterbende Flüchtling bei dem gastfreundlichen Fazendero Magalhaes gefunden hatte.

Der Gefangene durchlebte all diese Ereignisse noch einmal, die so brutal sein Leben vernichtet hatten. In seine Gedanken vertieft, versunken in seine Erinnerungen, vernahm er weder das eigentümliche Geräusch, das an der äußern Mauer des alten Klosters vernehmlich wurde, noch hörte er die Schläge eines Taues, das an die Stäbe seines Fensters gebunden wurde, noch das Knirschen der Feile, die das Eisen zerrieb. Jeder weniger mit sich selbst beschäftigte Mensch hätte dies bemerken müssen.

Joam Dacosta lebte sich weiter in die Jahre seiner Jugend hinein, die hinter seine Ankunft in der peruanischen Provinz fielen. Er war wieder Verwalter auf der Fazenda,

dann Mitbesitzer und förderte durch fleißige Arbeit das Gedeihen der Ansiedlung von Iquitos.

Ach, warum hatte er seinem Wohltäter nicht gleich alles gesagt! Der hätte nicht an ihm gezweifelt! Das war der einzige Vorwurf, den er sich zu machen hatte! Warum hatte er nicht bekannt, woher er käme, noch wer er sei – vor allem in dem Augenblick, wo Magalhaes die Hand seiner Tochter in die seine legte, die doch in ihm nie den Urheber dieses furchtbaren Verbrechens erblickt hätte!

In diesem Augenblick wurde das Geräusch draußen so stark, daß selbst der Gefangene aufmerksam wurde.

Joam Dacosta hob einen Augenblick den Kopf. Seine Augen richteten sich auf das Fenster, aber mit dem leeren Blick eines Geistesabwesenden – und im nächsten Moment sank ihm die Stirn wieder in die Hände.

Seine Gedanken kehrten abermals nach Iquitos zurück.

Dort lag der alte Fazendero im Sterben. Bevor er starb, wollte er die Zukunft seiner Tochter sicher stellen; vor seinem Tode noch sollte sein Teilhaber alleiniger Besitzer dieses Anwesens werden, daß erst unter seiner Leitung so herrlich emporgeblüht war. Hätte Joam Dacosta da sprechen sollen? Vielleicht!

Aber er hatte es nicht gewagt. Er durchlebte noch einmal die glückselige Vergangenheit mit Yaquita, die Geburt seiner Kinder, das ganze Glück dieses Lebens, das nur durch die Erinnerung an Tijuco und durch die Selbstanklage, das furchtbare Geheimnis nicht bekannt zu haben, getrübt worden war.

Die Verkettung dieser Geschehnisse vollzog sich also an Joam Dacostas Geiste mit überraschender Klarheit und Lebhaftigkeit.

In diesem Augenblick ging das Fenster, von außen heftig zurückgestoßen, plötzlich auf.

Joam Dacosta erhob sich, die Erinnerungen an seine Vergangenheit verflogen wie ein Schatten.

Benito war in die Zelle gesprungen und stand vor seinem Vater. Einen Augenblick später trat Manuel neben ihn.

Joam Dacosta wollte einen Schrei der Ueberraschung ausstoßen. Benito lieb ihm nicht die Zeit dazu.

»Mein Vater,« sagte er, »das Gitter dieses Fensters ist aufgebrochen. Ein Tau hängt bis auf den Boden herab! Hundert Schritt von hier wartet eine Piroge im Kanal. Dort ist Araujo, der das Boot weit weg von Manaos bringen soll nach dem andern Ufer des Amazonas, wo deine Spuren nicht entdeckt werden können! Mein Vater, Du mußt auf der Stelle fliehen! – Der Richter selber hat uns den Rat gegeben.«

»Sie müssen!« setzte Manuel hinzu.

»Fliehen! – Ich! – Ein zweitesmal fliehen!
– Abermals fliehen!«

Mit gekreuzten Armen und hocherhobenem
Haupt trat Joam Dacosta bis in den
Hintergrund der Zelle zurück.

»Niemals!« sagte er in so entschiedenem
Tone, daß Benito und Manuel für den
Moment nichts zu erwidern wußten.

Die jungen Männer waren auf einen
solchen Widerstand nicht gefaßt. Nie hätten
sie glauben mögen, daß bei dieser Flucht
ihnen Hindernisse vom Gefangenen selber
bereitet würden.

Benito trat auf seinen Vater zu, er sah ihm
ins Gesicht und ergriff seine beiden Hände,
nicht um ihn fortzuziehen, sondern um sich
Gehör zu verschaffen und ihn zu
überzeugen.

»Niemals! sagtest du, Vater?«

»Niemals!«

»Mein Vater,« sagte jetzt Manuel – »denn auch ich habe das Recht, Sie so zu nennen – mein Vater, hören Sie uns an! Wenn wir Ihnen sagen, daß Sie fliehen müssen, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, so geschieht es deshalb, weil, wenn Sie bleiben, Sie gegen die übrige Welt, ja gegen sich selber als schuldig gelten müßten!«

»Wenn du bleibst,« fuhr Benito fort, »so hast du nur den Tod zu erwarten, mein Vater! Der Vollstreckungsbefehl kann jeden Augenblick eintreffen. Wenn du glaubst, daß die Gerechtigkeit der Menschen ein ungerechtes Urteil umstoßen wird, wenn du denkst, daß sie die Ehre dessen wiederherstellen wird, den sie vor zwanzig Jahren verurteilt hat, so irrst du dich! Es ist keine Hoffnung mehr. Es gilt nur zu fliehen – also fliehe!«

Unwillkürlich hatte Benito seinen Vater angefaßt und zog ihn nach dem Fenster.

Joam Dacosta machte sich frei und trat nochmals zurück.

»Fliehen!« wiederholte er im Tone eines Mannes, dessen Entschluß unerschütterlich ist, »das hieße mich und Euch mit mir entehren. Dies wäre einem Schuldbekenntnis gleich! da ich freiwillig gekommen bin, mich dem Gericht meiner Heimat zur Verfügung zu stellen, so muß ich seine Entscheidung abwarten, wie sie auch ausfallen möge, und ich werde warten.«

»Aber die Angaben, auf die Sie sich stützen, können nicht ausreichen,« antwortete Manuel, »und der faktische Beweis Ihrer Unschuld fehlt uns bisher noch. Wenn wir Ihnen nochmals sagen, daß Sie fliehen müssen, so geschieht es, weil der Richter Jarriquez uns das selber gesagt hat! Sie haben nur diese Möglichkeit, dem Tode zu entrinnen!«

»Dann werde ich sterben!« antwortete Joam Dacosta in ruhigem Tone. »Ich werde

sterben mit dem Widerspruch gegen meine Verurteilung auf den Lippen. Schon einmal bin ich wenige Stunden vor der Hinrichtung geflüchtet. Ja! Damals war ich jung, ich hatte ein ganzes Leben vor mir, um gegen die Ungerechtigkeit der Menschen anzukämpfen! Aber mich jetzt retten, wieder beginnen dieses elende Dasein eines Schuldigen, der sich unter falschem Namen verbirgt, dessen ganzes Mühen darauf gerichtet sein muß, die Nachforschungen der Polizei irre zu leiten, fortsetzen dieses Leben der Angst, das ich 23 Jahre lang geführt habe, und Euch nötigen, es mit mir zu teilen, jeden Tag einer Denunziation gewärtig sein, die früher oder später doch wieder erfolgt, und schließlich in fremdem Lande noch ausgeliefert werden! Hieße das denn überhaupt *leben*? Nein, niemals!«

»Mein Vater,« entgegnete Benito, dem angesichts dieses Widerstandes der Verstand verloren zu gehen drohte, »du wirst fliehen – ich will es!«

Er hatte Joam Dacosta ergriffen und suchte ihn mit Gewalt zum Fenster zu ziehen.

»Nein! – nein!«

»Du willst mich also wahnsinnig machen!«

»Mein Sohn,« rief Joam Dacosta, »last mich! Schon einmal bin ich aus dem Gefängnis von Villa-Rica entflohen, und die Welt hat glauben müssen, daß ich einer gerecht verdienten Verurteilung mich entzog! Wohl! für die Ehre des Namens, den Ihr tragt, geschieht dies nicht noch einmal!«

Benito war vor seinem Vater auf die Kniee gefallen. Er streckte die Hände nach ihm aus. Er flehte ihn an.

»Aber dieser Befehl, mein Vater,« sagte er, »dieser Befehl kann heute eintreffen ... in jedem Augenblick ... und er wird dein Todesurteil enthalten.«

»Und wäre er bereits da, so würde das an meinem Entschluß nichts ändern! Nein, mein Sohn! Joam Dacosta, der schuldige, könnte wohl fliehen! Joam Dacosta, der unschuldige, flieht nicht!«

Der Auftritt, der diesen Worten folgte, war herzzerreißend. Benito drang in seinen Vater, er rang mit ihm. Manuel, gleichfalls ganz außer sich, stand am Fenster, bereit, den Gefangenen emporzuheben – da öffnete sich die Tür der Zelle.

Auf der Schwelle erschien der Polizeichef in Begleitung des Anstaltsdirektors und einiger Soldaten.

Der Polizeichef begriff sogleich, daß ein Fluchtversuch gemacht worden sei, aber er sah auch an der Haltung des Gefangenen, daß dieser selber nicht hatte flüchten wollen und sich dem Ansuchen widersetzt hatte. Er sagte daher nichts!

Das tiefste Mitleid sprach sich in seinen Zügen aus. Ohne Zweifel hätte auch er wie

der Richter Jarriquez es am liebsten gesehen, wenn Joam Dacosta aus diesem Kerker entkommen wäre.

Es war zu spät.

Der Polizeichef, der ein Papier in der Hand hielt, trat auf den Gefangenen zu.

»Vor allem,« redete Joam Dacosta ihn an, »lassen Sie mich Ihnen versichern, mein Herr, daß es in meiner Hand gelegen hätte, zu entfliehen, daß ich aber nicht habe fliehen wollen!«

Der Polizeichef senkte auf einen Augenblick den Kopf; mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu verleihen bemüht war, sagte er:

»Joam Dacosta, soeben ist vom obersten Gerichtshof von Rio de Janeiro der Befehl eingetroffen.«

»Ah, mein Vater!« schrieen Manuel und Benito.

»Dieser Befehl,« fragte Joam Dacosta, der die Arme über der Brust gekreuzt hatte,
»lautet auf Vollstreckung des Urteils?«

»Ja.«

»Wann soll es stattfinden?«

»Morgen!«

Benito hatte sich auf seinen Vater geworfen.
Er wollte ihn noch einmal aus der Zelle
ziehen. Die Soldaten mußten den
Gefangenen seinen Armen entreißen.

Auf ein Zeichen des Polizeichefs wurden
Benito und Manuel hinausgeführt. Die
jammervolle Szene, die schon zu lange
gedauert hatte, mußte ein Ende nehmen.

»Mein Herr,« sagte jetzt der Verurteilte,
»kann ich morgen früh vor der Hinrichtung
ein paar Augenblicke mit dem Padre
Passanha verbringen, den ich zu
benachrichtigen bitte?«

»Er wird benachrichtigt.«

»Wird mir erlaubt, meine Familie zu sehen,
ein letztesmal Frau und Kinder in die Arme
zu schließen?«

»Es wird erlaubt.«

»Ich danke Ihnen, Herr,« antwortete Joam Dacosta. »Und nun lassen Sie dieses Fenster bewachen, daß ich nicht wider Willen entführt werde!«

Nach diesen Worten ging der Polizeichef, sich verneigend, mit dem Anstaltsdirektor und den Soldaten aus der Zelle.

Der Verurteilte, dem jetzt nur noch wenige Stunden zu leben verblieben, war allein.

Einundzwanzigstes Kapitel.Fragoso

Der Befehl war also da und zwar, wie Richter Jarriquez es voraussah, ein Befehl, der sofortige Vollstreckung des gegen Joam Dacosta gefällten Urteils verfügte. Es hatte kein Beweis beigebracht werden können. Die Gerechtigkeit sollte ihren Lauf nehmen.

Am nächsten Tage, dem 31. August um 9 Uhr früh, sollte der Verurteilte sein Leben am Galgen enden.

Die Todesstrafe wird in Brasilien fast immer in Bagostrafe umgewandelt, vorausgesetzt, daß es sich nicht um verurteilte Neger handelt. Diesmal sollte sie aber einen Weißen treffen.

Ist über Verbrechen, im Diamantenregal begangen, Todesstrafe verhängt, so läßt das Gesetz Berufung im Gnadenwege, schon aus allgemeinem Staatsinteresse, nicht zu.

Für Joam Dacosta gab es also keine Rettung mehr. Nicht bloß der Verlust seines Lebens, auch der Verlust seiner Ehre drohte ihm.

Da kam am 31. August, in aller Frühe, auf Manaos zu ein Mann geritten im schnellsten Galopp: so rücksichtslos jagte der Reiter sein mutiges Pferd, daß es eine halbe Meile von der Stadt stürzte, außer stande, noch einen Schritt zu tun.

Der Reiter machte auch nicht den geringsten Versuch, sein Pferd wieder auf die Beine zu bringen. Augenscheinlich hatte er ihm das äußerste zugemutet und das Tier seinerseits das äußerste geleistet. Er selber schien aber von Anstrengung und Erschöpfung nichts zu wissen oder nichts gelten lassen zu wollen, denn er stürzte, so rasch ihn seine Füße trugen, in der Richtung zur Stadt hin, vorwärts.

Der Reiter war am linken Ufer des Stromes aus den östlichen Provinzen hergekommen. Alles, was er besaß, hatte er auf den Ankauf

dieses Pferdes verwandt, das ihn schneller als ein Boot, das gegen die Strömung des Amazonas zu kämpfen gehabt hätte, nach Manaos bringen mußte.

Der Reiter war Fragoso.

Hatte der mutige Bursche Glück bei dem Unternehmen gehabt, über das er mit niemand gesprochen hatte? Hatte er die Miliz ausfindig gemacht, zu welcher Torres gehörte? Hatte er irgend welches Geheimnis entdeckt, das Joam Dacosta noch retten konnte?

Genau wußte er das selber nicht: aber jedenfalls trieb ihn höchste Eile, dem Richter Jarriquez mitzuteilen, was ihm auf diesem kurzen Ausflug bekannt geworden war.

Was sich zugetragen hatte, war Folgendes:

Fragoso hatte sich nicht geirrt, als er in Torres einen Hauptmann jener Miliztruppe wiedererkannte, die in den an den

Madeirastrom grenzenden Provinzen
operierte.

Er brach also auf und an der Einmündung
dieses Stromes brachte er in Erfahrung, daß
der Oberst, unter welchem diese Truppe
stand, gerade in der Gegend aufhältlich sei.

Ohne eine Minute zu versäumen, machte
sich Fragoso auf die Suche, und es gelang
ihm, nicht ohne Mühe, den Oberst
aufzufinden.

Auf die von Fragoso gestellten Fragen gab
der Miliz-Oberst ohne Zögern Bescheid:
übrigens hatte er auch keinerlei Interesse
daran, auf die ihm gestellten höchst
einfachen Fragen zu schweigen.

Dieser Fragen waren dreierlei: nämlich:

»Hat Kapitän Torres noch vor einigen
Monaten zu Ihrer Miliztruppe gehört?«

»Ja!«

»Besaß er damals nicht einen Ihrer Kriegsgefährten, der vor kurzem verstorben ist, zum engeren Kameraden?«

»Allerdings.«

»Und dieser Mann hieß?«

»Ortega!«

Das war alles, was Fragoso in Erfahrung gebracht hatte.

Waren diese Auskünfte so beschaffen, daß sie in Joam Dacostas Lage eine Aenderung bringen konnten? Annehmen ließ sich das nicht.

Fragoso sah dies wohl ein und fragte deshalb den Miliz-Oberst weiter, ob er diesen Ortega von Person kenne? ob er ihm sagen könne, wo er her sei? ob er über seine Vergangenheit Auskunft geben könne? Da dieser Ortega, nach den von Torres gemachten Aussagen, der wirkliche Urheber des Verbrechens von Tijuco war,

so war es natürlich von Belang, sich über diese Punkte zu unterrichten.

Leider konnte aber der Miliz-Oberst auf keine dieser Fragen irgend welchen Bescheid geben.

So viel stand fest, daß dieser Ortega seit vielen Jahren bei der Miliz gedient hatte, daß sich zwischen Torres und ihm eine enge Kameradschaft gebildet, daß man sie immer gesehen und daß Torres an Ortegas Pfühls gesessen hatte, als dieser den letzten Seufzer tat.

Weiter wußte der Miliz-Oberst selber nichts, konnte also auch nichts weiter aussagen.

Fragoso mußte sich wohl oder übel mit diesen geringfügigen Antworten begnügen und begab sich sogleich wieder auf den Rückweg.

Wenn aber der treue Bursche auch nicht den Beweis mitbrachte, daß dieser Ortega der

Urheber des Verbrechens von Tijuco war, so ergab sich doch aus dem Ritt, den er unternommen, zum wenigsten Folgendes: daß Torres die Wahrheit gesagt hatte, als er behauptete, daß einer seiner Kameraden von der Miliz tot sei und daß er ihm in seinem letzten Stündlein Beistand geleistet habe.

Was jene Annahme nun anbetrifft, daß ihm Ortega das fragliche Dokument behändigt habe, so gewann dieselbe jetzt in hohem Maße an Wahrscheinlichkeit. Ebenso daß sich dasselbe auf das Attentat bezog, dessen Urheber Ortega in Wirklichkeit war, wie auch endlich, daß es das Geständnis seiner Schuld einschloß, in Begleitung von Umständen, die irgend welchen Zweifel an ihm nicht zuließen.

Wäre das Schriftstück also lesbar, wäre der Schlüssel vorhanden zu der Geheimschrift, in der es abgefaßt war, so hätte, wie nicht weiter zu bezweifeln, die Wahrheit endlich zu Tage kommen müssen.

Aber diesen Schlüssel kannte Fragoso nicht! Ein paar Mutmaßungen mehr, halb und halb die Gewißheit, daß der Abenteurer nichts erfunden hatte, gewisse Umstände, die zu beweisen schienen, daß in dem Schriftstück das Geheimnis dieses Ereignisses enthalten sei: das war alles, was der wackere Bursche von seinem Besuchsrückzug zu den Obersten der Miliztruppe, zu welcher Torres gehört hatte, mit heimbrachte.

Und doch, so wenig das auch war, Fragoso trieb es zur höchsten Eile an, alles dem Richter Jarriquez zu melden. Er wußte, daß keine Stunde zu verlieren sei, und darum langte er an diesem Morgen gegen 8 Uhr, von Anstrengung gerädert, eine halbe Meile vor Manaos an.

Diese Entfernung, die ihn noch von der Stadt schied, legte er in ein paar Minuten zurück. Etwas wie unwiderstehliche Ahnung trieb ihn vorwärts. Fast stand er unter dem Glauben, Joam Dacostas Rettung läge jetzt in seinen Händen.

Plötzlich hielt Fragoso im Laufe inne, ganz als seien seine Füße unwiderstehlich an den Boden gefesselt.

Er befand sich am Eingang zu dem kleinen Platze, auf welchen eines der Stadttore mündete.

Dort ragte mitten aus einer schon dichten Volksmenge in Höhe von etwa 20 Fuß der Galgen herauf, von welchem ein Strick herniederhing.

Fragoso fühlte, daß ihn die letzten Kräfte verliehen. Er stürzte. Seine Augen hatten sich unwillkürlich geschlossen. Er wollte nicht sehen, und über seine Lippen glitten die Worte:

»Zu spät! Zu spät!«

Aber mit übermenschlicher Anstrengung raffte er sich auf. Nein! es war nicht zu spät! Noch hing Joam Dacostas Körper nicht am Ende dieses Strickes!

»Richter Jarriquez! Richter Jarriquez!« schrie Fragoso ... und außer Atem, von Sinnen, stürzte er zum Stadttore hin, raste die Hauptstraße von Manaos hinauf und brach halbtot auf der Schwelle des Rathauses zusammen.

Die Tür war geschlossen. Fragoso besaß noch Kraft genug, an diese Tür zu pochen.

Ein Magistratsdiener machte ihm auf: sein Herr wolle niemand vorlassen!

Trotz dieser Abweisung stieß Fragoso den Mann, der ihm den Eintritt wehrte, beiseite und war mit einem Satze im Richterzimmer.

»Ich komme aus der Provinz, wo Torres seine Buschklepperei getrieben!« rief er:
»Herr Richter! Torres hat die Wahrheit gesagt ... Verschieben Sie, verschieben Sie die Hinrichtung!«

»Sie haben die Miliztruppe ausfindig gemacht?«

»Ja!«

»Und bringen mir den Schlüssel zu der Geheimschrift?«

Fragoso blieb die Antwort schuldig.

»Dann lassen Sie mich in Ruhe! lassen Sie mich in Ruhe!« rief Richter Jarriquez, der in einem wahren Wutanfall das Schriftstück vom Tische riß, um es zu vernichten.

Fragoso faßte ihn bei den Händen und tat ihm Einhalt.

»Da drinnen ruht die Wahrheit!« rief er.

»Das weiß ich,« versetzte der Richter:
»aber was tue ich mit einer Wahrheit, die sich nicht offenbaren kann!«

»Sie wird offenbar werden! ... sie muß offenbar werden ... muß! muß ...«

»Nochmals: besitzen Sie den Chiffre-Schlüssel?«

»Nein!« gab Fragoso zur Antwort, »aber ich sage Ihnen aber- und abermals: Torres hat nicht gelogen! Ein Kamerad von ihm, mit dem er eng verbunden gewesen, ist vor ein paar Monaten gestorben, und daß ihm dieser Mensch das Schriftstück behändigt hat, das er an Joam Dacosta verkaufen wollte, steht ganz außer Zweifel!«

»Ja doch! ja doch!« erwiderte Richter Jarriquez ... »das steht außer Zweifel! für uns ... aber denen, die über das Leben des Verurteilten verfügen, kommt es nicht so vor ... Lassen Sie mich in Ruhe!«

Fragoso wollte, trotz dieser Abweisung, nicht vom Platze weichen. Auf den Knieen rutschte er zu den Füßen des Richters.

»Joam Dacosta ist unschuldig!« rief er; »Sie können ihn nicht sterben lassen! Nicht er hat das Verbrechen von Tijuco begangen, nicht er! sondern der Kamerad dieses Torres! der auch dies Schriftstück verfaßt hat! Ortega ist der Verbrecher!«

Bei diesem Namen tat der Richter einen Satz in die Höhe. Dann war etwas wie Ruhe in seinem Geiste auf den Sturm gefolgt, der sich dort entfesselt hatte. Aus seiner zusammengepreßten Hand nahm er das Schriftstück, strich es auf dem Tisch gerade, setzte sich und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

»Dieser Name!« rief er ... »Ortega! ... Versuchen wir!«

Nun begann er mit diesem neuen, von Fragoso überbrachten Namen, wie schon mit den andern Eigennamen vergeblich, die Entzifferung der Geheimschrift zu versuchen, und erhielt, als er denselben über die sechs ersten Buchstaben des Schriftstücks setzte, die folgende Formel:

Ortega
Hhtbiu

»Nichts!« sagte er, »das ergibt nichts!«

Und wirklich ließ sich das unter das r gesetzte h nicht durch eine Ziffer ausdrücken, weil in der alphabetischen Reihenfolge dieser Buchstabe an sich über dem Buchstaben r steht.

Der Buchstabe t unter dem t hätte die Ziffer 0 ergeben, der Buchstabe b unter dem e hätte sich aus demselben Grunde wie das h nicht durch eine Ziffer ersetzen lassen, während der letzte Buchstabe, u unter a, eine zweistellige Ziffer ergeben hätte, was nach den früheren Ausführungen des Richters Jarriquez bei dieser Art von Kryptogrammen ausgeschlossen war.

In diesem Augenblick wurde auf der Straße furchtbares Verzweiflungsgeschrei laut. Fragoso stürzte an eines der Fenster und riß es auf, ehe der Beamte es hindern konnte.

Die Menge füllte die Straße. Die Stunde war gekommen, zu der der Verurteilte aus dem Gefängnis herausgeführt werden sollte, und die Menge drängte dem Platze zu, wo sich der Galgen erhob.

Der Richter Jarriquez, der entsetzlich anzusehen war, so starr und verbissen war sein Gesichtsausdruck, verschlang noch immer die Zeilen des Schriftstücks.

»Die letzten Buchstaben!« murmelte er.
»Probieren wir's noch einmal mit den letzten Buchstaben!«

Es war die äußerste Hoffnung. Seine Hand zitterte so heftig, daß er kaum schreiben konnte, als er den Namen Ortega über die letzten sechs Buchstaben des Absatzes stellte.

Zuerst entrann ihm ein Schrei.

Von vornherein hatte er erkannt, daß diese letzten sechs Buchstaben im Alphabet unter denen rangierten, welche den Namen Ortega bildeten, und daß sie demzufolge sämtlich durch eine Ziffer darzustellen waren und eine Zahl ergeben mußten; und als er die Formel ausgerechnet hatte, indem er vom unteren Buchstaben des Dokuments

zum obern des Wortes aufwärts zählte, kam Folgendes heraus:

Die so gebildete Zahl war 432513.

Aber war diese Zahl endlich die dem Dokument zu Grunde gelegte? würde sie nicht ebenso falsch sein wie die zuvor versuchten?

In diesem Augenblick verdoppelte sich das Geschrei – ein Geschrei des Mitleids, das die leidenschaftliche Anteilnahme der ganzen Menge bekundete.

Dem Verurteilten blieben nur noch wenige Minuten zu leben.

Vor Schmerz wahnsinnig, stürzte Fragoso aus dem Zimmer. Er wollte ein letztesmal seinen Wohltäter sehen, der zum Tode ging; er wollte sich dem traurigen Zuge entgegenwerfen und ihn anhalten mit dem Rufe:

»Tötet nicht diesen Gerechten! tötet ihn nicht!«

Aber schon halte der Richter Jarriquez die erhaltene Zahl über die ersten Buchstaben des Abschnitts gestellt und sie so oft, als erforderlich war, wiederholt:

Indem er im Alphabet nach oben zählte, erhielt er die richtigen Buchstaben und las:

*Der wirkliche Urheber des
Diamantenraubes*

Ein Gebrüll der Freude entfuhr ihm.

Diese Zahl 432513 war die so lang gesuchte. Durch den Namen Ortega war sie gefunden worden. Endlich hatte er den Schlüssel des Dokuments, das unabstreitlich die Unschuld Joam Dacostas beweisen sollte, und ohne weiter zu lesen, stürzte er aus seiner Kanzlei hinaus auf die Straße und schrie:

»Anhalten! Anhalten!«

Die Menge zerteilen, die vor ihm
auseinanderstob, und nach dem Gefängnis
laufen, das der Verurteilte eben verließ,
während Frau und Kinder sich mit der
Inbrunst der Verzweiflung an ihn
klammerten: das war für den Richter
Jarriquez Sache eines Augenblicks.

Vor Joam Dacosta kam er zum Stillstand –
sprechen konnte er nicht mehr, aber mit der
Hand schwenkte er das Dokument – und
endlich platzten von seinen Lippen die
Worte:

»Unschuldig! unschuldig!«

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Das Verbrechen von Tijuco

Als der Richter eintraf, war der ganze Leichenzug stehen geblieben. Ein unermeßliches Echo hatte ihm hinterher in einem fort den Ruf getragen, der aus aller Brust aufstieg, und der noch immer hinter ihm schallte:

»Unschuldig! unschuldig!«

Dann war vollständige Stille eingetreten. Kein einziges der Worte, die nun gesprochen werden sollten, mochte irgend wer verlieren.

Der Richter Jarriquez hatte sich auf eine Steinbank gesetzt, und während Minha, Benito, Manuel und Fragoso sich rings um ihn aufstellten, während Joam Dacosta Yaquita an seinem Herzen hielt, stellte Richter Jarriquez zuvörderst den letzten

Abschnitt des Schriftstücks mittels der Zahl fest, und im selben Verhältnis, wie sich die Worte unter der Ziffer genau zusammenfügten, die das richtige Schreiben an das in Geheimschrift setzte, trennte er sie, gliederte er sie zu Sätzen, mit lauter Stimme:

Und was er las inmitten dieser tiefen Stille, war Folgendes:

Noch war der Richter mit Lesen nicht fertig, als endloses Hurrageschrei die Luft erfüllte.

Was war denn auch einleuchtender als dieser letzte Abschnitt, der das ganze Schriftstück zusammenfaßte, die Unschuld des Mannes von Iquitos so unbedingt feststellte, dies Opfer eines furchtbaren Rechtsirrtums dem Galgen entriß!

Joam Dacosta, von seiner Frau und seinen Kindern, von seinen Freunden umringt, konnte gar nicht all die Hände drücken, die sich ihm entgegenstreckten. So energisch er

auch von Charakter war, so konnte er doch die Reaktion nicht hindern: Freudentränen traten ihm in die Augen, und sein dankbares Herz richtete sich auf zu jener höhern Macht, die ihn auf so wunderbare Weise errettet hatte gerade da, wo er die letzte, höchste Strafe leiden sollte, richtete sich auf zu jenem allmächtigen Gotte des Himmels und der Erde, der das schlimmste der Verbrechen, den Tod eines Gerechten, nicht hatte geschehen lassen wollen!

Ja! Joam Dacostas Entzündigung konnte keinem Zweifel mehr unterstehen! Der wirkliche Urheber des Attentats von Tijuco gestand selber sein Verbrechen ein und stellte selber sämtliche Umstände klar, unter denen es sich vollzogen hatte. Richter Jarriquez hatte tatsächlich mittels der Zahl die ganze Geheimschrift entziffert.

Was nun Ortega bekannte, war Folgendes:

Dieser Schurke war Joam Dacostas Amtsgenosse, war gleich ihm zu Tijuco in den Kanzleien des über den

Diamantenbezirk gesetzten Regierungsamtes angestellt. Der junge Beamte, der für die Begleitung des Konvois nach Rio de Janeiro auserwählt wurde, war er selber. Vor dem schrecklichen Gedanken, sich durch Mord und Raub zu bereichern, war er nicht zurückgeschreckt, sondern hatte den Schleichhändlern genau den Tag bezeichnet, an welchem der Konvoi Tijuco verlassen sollte.

Während des Ueberfalls der Bösewichte, die dem Konvoi jenseits von Villa-Rica auflauerten, hatte er sich mit der Begleitmannschaft scheinbar zur Wehr gesetzt, hatte sich zwischen die Toten geworfen, und war von seinen Mitverschworenen weggeschleppt worden, so daß also der einzige überlebende Soldat die Behauptung aufstellen konnte, Ortega sei im Kampfe gefallen.

Aber der Raub sollte dem Verbrecher nicht zugute kommen, denn kurz darauf war er selber von seinen Helfern bei dem

Verbrechen beraubt und ausgeplündert worden.

Aller Hilfsmittel bar und außer stande, nach Tijuco zurückzukehren, floh Ortega in die nördlichen Provinzen von Brasilien, nach jenen Distrikten des obern Amazonas, woselbst sich die Miliz des »Capitano domato« befand. Gelebt mußte doch sein, und so ließ sich Ortega in diese Truppe aufnehmen, die sich wahrlich keines guten Rufes erfreute. Dort wurde niemand gefragt, wer er sei, noch woher er komme. Ortega wurde also Buschklepper und betrieb Jahrelang das Handwerk eines Sklavenjägers.

Mittlerweile hatte der Abenteurer Torres, der sich nicht mehr über Wasser halten konnte, mit Ortega Kameradschaft geschlossen. Wer wie der erstere gesagt hatte, rührte sich bei dem Schurken Ortega allmählich das Gewissen. Die Erinnerung an sein Verbrechen verursachte ihm Entsetzen. Er wußte, daß ein anderer an seiner Statt verurteilt worden war! er

wußte, daß dieser andere sein Kamerad Joam Dacosta war! er wußte endlich, daß dieser Unschuldige zwar der Todesstrafe hatte entrinnen können, daß aber nach wie vor die Gefahr einer solchen über seinem Haupte schwebte.

Da hatte es während eines vor ein paar Monaten von der Miliz über die Grenze von Peru hinaus unternommenen Streifzugs der Zufall gefügt, daß Ortega in die Umgegend von Iquitos gekommen war und dort in Joam Garral, der ihn nicht erkannte, Joam Dacosta wiederfand.

Damals faßte er den Entschluß, das Unrecht, dem sein ehemaliger Kollege zum Opfer gefallen war, nach Möglichkeit wieder gut zu machen. In einem Schriftstück faßte er alles zusammen, was auf das Attentat von Tijuco Bezug hatte; aber er tat es in der dem Leser bekannten mysteriösen Form, von der Absicht geleitet, es dem Farmer von Iquitos zusammen mit dem Chiffreschlüssel, der die Entzifferung ermöglichte, in die Hände zu spielen.

Der Tod ließ ihm nicht Zeit, dies Werk der Sühne zu vollenden. In einem Treffen gegen die Schwarzen am Madeirastrom schwer verwundet, fühlte er den Tod nahen. Sein Kamerad Torres war bei ihm. Diesem Freunde glaubte er das Geheimnis anvertrauen zu dürfen, das so schwer auf seiner Brust gelastet hatte. In seine Hand legte er das ganz von seiner Hand verfaßte Schriftstück, indem er ihm das Gelübde abnahm, es an Joam Dacosta weiter zu geben, dessen Name und Wohnplatz er ihm genau bezeichnete, und mit seinem letzten Seufzer entschlüpfte seinen Lippen jene Nummer 432513, ohne welche das Schriftstück absolut nicht zu entziffern war.

Wie sich der unwürdige Torres nach Ortegas Tode seiner Aufgabe entledigte, wie er sich vornahm, das Geheimnis, das in seinen Händen war, zu seinem persönlichen Nutzen zu verwerten, wie er versuchte, aus demselben ein schmähliches Schacherobjekt zu machen, ist dem Leser bekannt.

Torres mußte, bevor er sein Werk vollendet hatte, gewaltsamen Todes sterben und nahm sein Geheimnis mit ins Grab. Aber der von Fragoso überbrachte Name Ortega, gleichsam die Unterschrift des Dokuments darstellend, hatte es endlich dem Scharfsinn des Richters Jarriquez möglich gemacht, den Sinn des Schriftstücks zu enträtseln.

Ja! hier lag der solange gesuchte materielle Beweis! hier lag das unbestreitbare Zeugnis für Joam Dacostas Unschuld! durch dieses Schriftstück wurde der unglückliche Mann dem Leben wiedergegeben, in seiner Ehre wiederhergestellt.

Als der ehrwürdige Vertreter der Obrigkeit mit lauter Stimme und zur Freude aller Anwesenden diese grausige Mär aus dem Schriftstück herausgefunden hatte, verdoppelte sich das Hurra geschrei. Von diesem Augenblick litt es Richter Jarriquez, im Besitze des unzweifelhaften Beweises für Joam Dacostas Unschuld, im Einverständnis mit dem Polizeihauptmann, nicht, daß Joam Dacosta, so lange bis die

neuen Instruktionen von Rio de Janeiro eingelangt wären, anderswo als in seiner eigenen Behausung als Gefangener gehalten würde.

Irgend welche Schwierigkeiten konnten sich nicht hieraus ergeben, und unter allgemeinem Zulauf der Bewohnerschaft von Manaos sah sich Joam Dacosta in Begleitung seiner Angehörigen bis zu dem Hause des Beamten, ganz wie ein Triumphator, mehr getragen als geleitet.

Jetzt wurde der ehrliche Farmer von Iquitos für alles, was er während so langer Jahre in der Verbannung gelitten hatte, reich belohnt, und wenn er sich, mehr um seiner Familie als um seiner selbst willen, glücklich darüber fühlte, so war er nicht minder stolz auf sein Vaterland, das sich solcher höchsten Ungerechtigkeit nicht schuldig gemacht hatte.

Und was geschah während all dessen mit Fragoso?

Je nun: schier verrückt von Liebkosungen
wurde der wackere Bursche! Benito,
Manuel, Minha überhäuften ihn damit, und
Lina ließ es wahrlich nicht daran fehlen! Er
wußte in der Tat nicht, wem er das Ohr
leihen sollte, und wehrte sich seiner Haut,
so gut es ging. Soviel Verdienst hatte er
doch bei diesen Ereignissen gar nicht! Der
Zufall allein war doch hier der wirkende
Faktor gewesen. War man ihm etwa Dank
schuldig dafür, daß er in Torres einen
Buschklepper erkannt hatte? Nein, ganz
gewiß nicht! und was den Einfall anbetraf,
die Miliztruppe ausfindig zu machen, zu
welcher Torres gehört hatte, so konnte
solcher Einfall die Sachlage doch auch
nicht bessern – zumal er ja von dem Namen
Ortega gar nicht gewußt hatte, ob ihm
irgend welche Bedeutung beizumessen sei
oder nicht.

Wackerer Fragoso! ob du es zugeben willst
oder nicht, fest steht darum nicht minder,
daß du Joam Dacostas Retter gewesen bist!

Aber Welch erstaunliche Kette von allerhand Ereignissen, alle dem gleichen Ziele zusteuernnd, hatte sich aneinander fügen müssen, um diese Tatsachen zu schaffen: Fragosos Befreiung im selben Augenblick, als er im Walde von Iquitos dem Tode an Erschöpfung nahe war: die gastliche Aufnahme, die er in der Farm gefunden hatte, das Zusammentreffen mit Torres an der brasilianischen Grenze, seine Einschiffung auf der Jangada, schließlich jener Umstand, daß Fragoso ihn schon anderswo gesehen hatte!

»Nun, meinethalben ja,« rief endlich Fragoso, »aber mir darf doch all dies Glück nicht angerechnet werden, sondern unserer Lina!«

»Mir!« versetzte die junge Mulattin.

»Jawohl, ganz ohne Zweifel! ohne die Liane, ohne den Einfall mit der Liane, würde es mir nun und nimmer möglich gewesen sein, so viel Menschen glücklich zu machen!«

Ob Fragoso und Lina von dieser ganzen
ehrsamen Familie, von den neuen
Freunden, die ihnen so viel Prüfungen in
Manaos zugeführt hatten, gefeiert,
geliebkost, gehätschelt wurden, darüber
Worte zu verlieren, ist unnütz.

Aber kam nicht ein Anteil an dieser
Wiedereinsetzung des Unschuldigen in
seine Ehre auch auf den Richter Jarriuez?
War es ihm auch, bei all seiner Begabung
zu analysieren, nicht gelungen, dieses nun
einmal für jeden, der nicht den Schlüssel in
Händen hatte, unentzifferbare Dokument zu
lesen, so hatte er doch wenigstens erkannt,
auf welchem Geheimschriftsystem dasselbe
beruhte! Wer hätte ohne seinen Beistand –
wenn er nicht dagewesen wäre – aus
diesem bloßen Namen Ortega die Zahl
heraustifeln können, die dem Urheber
jenes Verbrechens und Torres, die nun beide
tot waren, allein bekannt war?

Darum fehlte es auch an Dank für ihn nicht!

Selbstverständlich ging noch am nämlichen Tage ein eingehender Bericht, dem mitsamt der Chiffre, die das Lesen ermöglichte, das Schriftstück im Original beigelegt war, über diesen ganzen Fall nach Rio de Janeiro ab. Nun mußte man abwarten, bis vom Justizministerium neue Instruktionen einliefen – daß dieselben aber auf sofortige Freilassung des Gefangenen lauten würden, unterstand keinem Zweifel.

Ein paar Tage mußte man noch in Manaos verweilen. Dann gedachte sich Joam Dacosta mit seinen Angehörigen, nachdem sie nun jeden Zwanges frei, jeder Unruhe und Sorge enthoben waren, einzuschiffen und die Fahrt auf dem Amazonas bis zum Para hinunter fortzusetzen, woselbst die Reise, entsprechend dem vor der Abfahrt festgesetzten Programm, durch die Doppelhochzeit Minhas mit Manuel und Linas mit Fragoso ihren Abschluß finden sollte.

Vier Tage darauf, am 4. September, langte der Freilassungsbefehl an. Das Schriftstück

war als echt festgestellt worden. Die Handschrift war genau diejenige Ortegas, des alten Beamten des Diamantendistrikts, und darüber daß dies Geständnis seines Verbrechens, einschließlich der haarscharfen Einzelheiten, die er dabei angab, von ihm selbst stammte, von ihm selbst niedergeschrieben war, darüber bestanden keine Zweifel.

Die Unschuld des Verurteilten von Villa-Rica war also endlich festgestellt, die Ehrenkränkung Joam Dacostas endlich von Gerichts wegen vollzogen.

Noch am nämlichen Tage nahm Richter Jarriquez mit der Familie Dacosta an Bord der Jangada das Mittagessen ein, und als der Abend da war, fand man des Händedrückens kein Ende. Es waren rührende Abschiedsszenen, die nun folgten, aber ihr Schmerz wurde gemildert durch das Versprechen, einander auf der Rückfahrt in Manao und später in der Farm von Iquitos wiedersehen zu wollen.

Am andern Morgen, dem 5. September, bei Sonnenaufgang, wurde das Signal zum Aufbruch gegeben. Joam Dacosta, Yaquita, ihre Tochter, ihre Söhne, sie alle standen oben auf dem Floße von mächtiger Größe. Die Jangada, der Fesseln ledig, die sie am Ufer hielt, fing langsam an, die Strömung zu gewinnen, und als sie bei dem Knie verschwand, welches der Rio Negro bildet, erschallte noch immer das Hurrageschrei der am Ufer gedrängten Bewohnerschaft.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Der Unterlauf des Amazonas

Was sollen wir nun noch erzählen von diesem zweiten Teile der Fahrt, die sich auf dem Laufe des großen Stroms vollziehen sollte? Es war bloß eine Folge von glücklichen Tagen für die ehrsame Familie. Joam Dacosta lebte neu wieder auf, und sein Glück warf helle Freudenstrahlen auf all die Seinen.

Die Jangada machte nun schnellere Fahrt auf diesen von der Hochflut noch angeschwollenen Gewässern. Links ließ sie das kleine Dorf Don Jose de Maturi hinter sich, und rechts die Mündung des Madeirastroms, der seinen Namen der grünen Trift, jenen Flößen von ent- oder belaubten Stämmen, verdankt, die er aus dem Herzen von Bolivia herführt. Mitten durch den Caniny-Archipel, dessen Eilande

richtige Palmengärten sind, trieb sie, an dem Weiler Serpa vorbei, der von einem Ufer ans andere verlegt worden, um schließlich am linken festen Halt zu finden, wo er nun mit seinen freundlichen Häuschen auf dem gelben Teppich des Strandes ruht.

Die auf dem linken Ufer des Amazonas erbaute Dorfschaft Silves, der Flecken Villa Bella, bekanntlich der Haupt-Guarana-Markt der ganzen Provinz, blieben bald hinter dem langen Holzfloße zurück. Ebenso die Dorfschaft Faro mit ihrem berühmten Flusse Nhamundas, auf welchem Anno 1539 Orellana einen Ueberfall von kriegerischen Weibern erlebt haben will, von denen seitdem aber nie wieder etwas verlautet hat oder sichtbar geworden ist – eine Mär, die hinreichend war, den unsterblichen Namen des Amazonas zu rechtfertigen.

Dort nahm die gewaltige Provinz des Rio Negro ihr Ende. Dort nimmt die Judikatur des Para ihren Anfang, und am selben Tage,

dem 22. September, fuhr die Familie, entzückt von der ohnegleichen dastehenden großartigen Naturpracht eines Stromtals, in diesen Teil von Brasilien ein, dessen einzige Grenze nach Osten zu das Atlantische Weltmeer bildet.

»Wie herrlich! wie herrlich!« rief das junge Mädchen einmal über das andere.

»Wie schön! wie schön!« wiederholte Lina.

»Wann werden wir denn an Ort und Stelle sein!« flüsterte Fragoso.

Nun sollen sich noch bei solchem Mißklang von Anschauungen Mittel und Wege finden zu allseitiger Verständigung! Eins aber war zweifellos: daß die Zeit fröhlich verstrich, und noch ein anderes: daß Benito, an dem sich weder Geduld noch Ungeduld verspüren ließ, all die gute Laune wiedergefunden hatte, die er ehemal besaß.

Bald glitt die Jangada zwischen endlosen Kakao-Pflanzungen hin, von deren tiefem

Grün das grelle Gelb der Strohdächer oder
das knalle Rot der Ziegeldächer auf den
Hütten hüben und drüben am Strome, von
Olbidos bis zum Flecken Monte Alegre,
auffällig abstach.

Dann tat sich die Mündung des Rio
Trombetas auf, der mit seinen schwarzen
Fluten die Häuser von Olbidos badete: einer
richtigen kleinen Stadt, mit ihren breiten,
von hübschen Wohnhäusern eingefaßten
Straßen fast eine »Citade«, und wichtiger
Zwischenhandelsplatz für die Kakaofrucht,
von Belem höchstens 180 Großmeilen
entfernt.

Nun erblickt man den Nebenfluß Tapajoz
mit seinen graugrünen, aus Südwest
hernieder kommenden Fluten; sodann
Santarem, den reichen Flecken, der nicht
weniger als 5000 Bewohner, zum größten
Teil Indianer, zählt, und dessen vorderste
Häuser auf großen mit weißem Sande
bedeckten Strandstellen stehen.

Seit ihrer Abfahrt von Manaos hielt die Jangada nicht mehr, denn der Unterlauf des Amazonas bietet freieres Fahrwasser. Unter dem wachsamen Auge ihres geschickten Lotsen trieb sie bei Tag und bei Nacht. Weder zur Kurzweil der Fahrgäste, noch aus Rücksicht auf Handelsbedürfnisse wurde angelegt. Ununterbrochen ging die Fahrt weiter, und schnell kam das Ziel nahe.

Von Alemquer ab, das am linken Ufer liegt, zeichnete sich den Blicken ein neuer Horizont. An Stelle von Wäldern, die ihn bisher abgeschlossen hatten, traten im Vordergrunde Hügel in Sicht, deren reiche Wellenlinien das Auge weithin verfolgen konnte, und dahinter zackten sich am fernen Himmelsgrunde in unbestimmten Konturen die Gipfel richtiger Gebirge aus.

Weder Yaquita, noch ihre Tochter, weder Lina noch die alte Cybele hatte je im Leben solches Schauspiel genossen.

Aber in dieser Judikatur des Para wußte Manuel sich zu Hause. Er konnte jeden dieser doppelten Gebirgskette, die allmählich das Tal des großen Stromes verengerte, mit Namen nennen.

»Rechts,« sagte er, »steigt die Sierra von Paruacarta auf, die sich nach Süden zu in Halbkreisform erstreckt; links sehen wir die Sierra von Curuva, deren letzte Wälle wir bald passiert haben werden.«

»Also nähern wir uns dem Ziele?« fragte Fragoso abermals.

»Wir nähern uns dem Ziele!« versetzte Manuel. Zweifelsohne verstanden die beiden jungen Männer einander, denn einunddasselbe Wiegen des Kopfes, deutlicher als aller mündliche Ausdruck, begleitete Frage und Antwort.

Endlich wurde trotz der Gezeiten, die sich von Olbidos ab fühlbar zu machen anfingen und die Abtrift der Jangada einigermaßen verzögerten, der Flecken Monte-Alegre

passiert, dann der Flecken Praynha de Onteiro, dann die von den Yuruna-Indianern, deren Hauptbeschäftigung die Präparierung abgeschlagener Feindesköpfe für Naturalienkabinette bildet, vielbefahrene Einmündung des Xingu.

Bei Gurupa teilte der Strom sich in zwei große Arme, die er zum Atlantischen Ozean hin streckte: der eine Arm lief nordöstlich, der andere grub sich in östlicher Richtung sein Bett, und zwischen ihnen erstreckte sich die große Insel Marajo. Eine ganze Provinz für sich, diese Insel! nicht weniger als 180 Meilen beträgt ihr Umfang.

Verschiedentlich von Sümpfen und Bächen durchschnitten, im Osten ausgesprochenes Savannengebiet, im Westen dicht von Wald bedeckt, bietet sie für die Aufzucht von Vieh, das hier nach Tausenden zählt, die vorzüglichsten Bedingungen.

Die Jangada trieb weiter und weiter stromab. Bald glitt sie, unter Gefahr daran hängen zu bleiben, dicht über jenen Klauen von Mangobäumen hin, die ihre Wurzeln

gleich Pfoten von Riesenkrustentieren über die Flut hinweg strecken: bald diente der schlanke Stamm von Sumpfgewächsen mit mattgrüner Belaubung den langen Bootshaken zum Stützpunkt, das Floß in die Strömung zurückzudrängen.

Nun kam die breite Mündung des Tokantins, dessen aus den verschiedenen Rios der Provinz Goyaz stammende Gewässer sich hier mit denen des Amazonas vermischen. Dann der Moju. Dann der Flecken von Santa-Ana.

Dieses ganze Panorama der beiden Flüsse wies in unablässiger Folge, ohne allen Zeitaufenthalt, gleich als ob es durch einen unsichtbaren Mechanismus von Tal zu Berg bewegt würde, Bilder von majestätischer Schönheit auf. Endlich kam am linken Ufer Santa-Maria de Belem do Para, die »Stadt«, wie man hierzulande sagt, mit den malerischen Reihen ihrer mehrstöckigen weißen Häuser, ihren unter den Palmen vergrabenen Klöstern, den Glockentürmen ihrer Kathedrale »Unserer Gnadengöttin

Maria« auch die Flottille ihrer Goeletten, Briggs und Dreimaster in Sicht, die sie in kommerzieller Hinsicht mit der Alten Welt verbinden.

Laut schlug den Passagieren der Jangada das Herz. Endlich erreichten sie das Ziel der Fahrt, das sie schon für unerreichbar zu halten begonnen hatten. Als sie Joam Dacostas Festnahme noch in Manaos, also halbwegs der Strecke, festhielt, konnte sie da noch hoffen, die Hauptstadt dieser Provinz des Para je wiederzusehen?

Am 15. Oktober – vierundehnhalb Monate, nachdem sie die Farm von Iquitos verlassen hatten – trat hinter einer jähnen Wendung, die der Strom machte, Belem in Sicht.

Schon seit mehreren Tagen war die Anfahrt der Jangada gemeldet: Die ganze Stadt kannte Joam Dacostas Erlebnisse. Man wartete auf ihn! auf diesen Mann von Ehre! den liebevollsten Empfang bereitete man ihm und den Seinen.

Darum kamen dem Farmer Hunderte von Fahrzeugen entgegen, und bald wimmelte es auf der Jangada von allerhand Leuten, die ihres Landmanns Heimkehr nach so langem Exil recht festlich gestalten wollten. Tausende von Neugierigen – oder richtiger sagen wir Freunden – drängten sich auf das schwimmende Dorf, lange bevor es am Lande festgemacht war; aber es war ja geräumig und fest genug, eine ganze Bevölkerung zu tragen.

Unter denen, die es am eiligsten hatten, das Floß zu erreichen, war eine Piroge, die eine Dame trug: Madame Valdez! Endlich konnte Manuels Mutter die neue Tochter, die ihr Sohn für sie ausgewählt hatte, in die Arme schließen. Wenn sich die brave Dame auch nicht nach Iquitos hatte begeben können, so brachte ihr doch der Amazonenstrom mit ihrer neuen Familie gleichsam ein ganzes Stück der Farm oder Fazenda herbei – oder etwa nicht?

Ehe es Abend wurde, hatte der Lotse Araujo die Jangada im Grunde einer Bucht, hinter

der Spitze des Arsenals, festgemacht. Dort sollte, nach 8000 Meilen Abtrift auf der großen brasiliianischen Wasserader, ihr letzter Ankerplatz, ihr letzter Halt sein; dort sollten Indianerzelte, die Negerhütten, die Speicher mit ihrer kostbaren Ladung nach und nach abgebrochen werden; dann sollte die unter grünem Laub- und Blumenvorhang verborgene Hauptwohnstatt verschwinden: dann auch die kleine Kapelle, deren bescheidenes Gebimmel jetzt dem weithin schaltenden Glockengeläute der Belemer Kirchen mit seinen schwachen Stimmchen antwortete.

Zuvor aber sollte auf der Jangada selber ein schönes Doppelfest gefeiert werden: die Hochzeit zwischen Manuel und Minha, die Hochzeit zwischen Lina und Fragoso. Dem Padre Passanha fiel die Ehre zu, dieses doppelte Band zu schließen zu einem Bunde, der soviel Glück verhieß. In der kleinen Kapelle sollten aus seinen Händen die beiden Ehepaare den Trausegen empfangen.

War die Kapelle zu klein und eng, um mehr Personen als die nächsten Angehörigen der Familie Dacosta zu fassen, so war doch die Jangada groß und geräumig genug, um all die Menschen zu fassen, die sich zu dieser Feier drängten, und wenn auch sie noch nicht ausreichte, den Zulauf aufzunehmen: bot nicht der Strom mit seinen unermeßlichen Ufern Platz in Hülle und Fülle für diese anteilvolle Menge, die begierig danach war, den Mann zu feiern, den das seltene Ereignis einer Wiedereinsetzung in seine Ehre und Rechte zum Helden des Tags gemacht hatte?

Am nächsten Tage, dem 16. Oktober, wurden die beiden Hochzeiten mit höchstem Glanz und äußerster Pracht gefeiert.

Als die Glocke der Kapelle zum erstenmale schlug, war dies ein Freudenzeichen für Ohren und Augen. In einem Augenblick antworteten die Kirchen von Belem dem Türmchen der Jangada. Die Schiffe im Hafen schmückten sich bis zu den

Mastspitzen mit Wimpeln, und die Flagge
Brasiliens wurde salutiert von den
Nationalflaggen der anderen Länder.
Musketenschüsse knallten allerorten, und
nur mit Mühe konnte dieses Geknatter unter
dem lauten Hurrageschrei, das von
Tausenden ausgestoßen die Luft erfüllte,
zur Geltung gelangen.

Die Familie Dacosta trat setzt aus dem
Hause und schritt durch die Menge nach
der kleinen Kapelle.

Joam Dacosta wurde mit frenetischen
Beifallskundgebungen empfangen. Am
Arme führte er Madame Valdez. Yaqnita
wurde vom Gouverneur von Belem geführt,
der in Begleitung der Kameraden des
jungen Militärarztes durch seine
Anwesenheit die Hochzeitsfeier hatte ehren
wollen.

Manuel ging neben Minha, die in ihrer
schmucken Brauttoilette ein liebreizendes
Bild bot. Dann kam Fragoso, die strahlende
Lina an der Hand; endlich folgten Benito,

die alte Cybele, die Diener der ehrenwerten Familie, durch das von dem Schiffspersonal der Jangada gebildete Spalier schreitend.

Padre Passanha erwartete am Eingang der Kapelle beide Brautpaare. Die Feierlichkeit ging schlicht von statten, und dieselben Hände, die einstmals Joam und Yaquita gesegnet hatten, streckten sich aus, um diesmal ihren Kindern den ehelichen Segen zu geben.

Ein so großes Glück durfte durch den Kummer langer Trennung nicht gestört werden.

Manuel Valdez wollte bald den Abschied einreichen, um bei der Familie in Iquitos zu bleiben, wo er seinen Beruf als Zivilarzt nützlich ausüben konnte.

Natürlich konnte das Paar Fragoso nicht zögern, denen zu folgen, die ihm mehr Freunde als Herren waren.

Madame Valdez hatte diese ganze ehrsame kleine Welt nicht trennen mögen, aber eine Bedingung hatte sie gestellt, daß man sie recht oft in Belem besuchen solle.

Nichts würde ja leichter sein als das. War denn der große Strom nicht gleichsam ein Verbindungsglied zwischen Belem und Iquitos, das nie wieder zerrissen werden sollte? Binnen wenigen Tagen sollte nämlich das erste Dampfschiff einen regelmäßigen schnellen Dienst antreten und zur Fahrt auf dem Amazonas bloß sieben Tage brauchen bis dorthin, wohin die Jangada nur in ebenso viel Monaten hatte gelangen können.

Unter Benitos geschickter Leitung wickelte sich das bedeutende Handelsgeschäft unter den besten Bedingungen ab, und bald war von dem, was einst Jangada gewesen war, nämlich von jenem Holzfloß, das aus einem ganzen Walde von Iquitos gebaut worden war, keine Spur mehr vorhanden.

Vier Wochen darauf fuhren der Fazendero, seine Frau, sein Sohn, Manuel und Minha Valdez, Lina und Fragoso auf einem der neuen Amazonasdampfer nach der großen Ansiedlung von Iquitos zurück, deren Verwaltung Benito übertragen werden sollte.

Gehobenen Hauptes kehrte Joam Dacosta diesmal dorthin zurück, und eine Familie von glücklichen Menschen war es, die er über die brasiliatische Grenze zurückgeleitete.

Zwanzigmal am Tage hörte man Fragoso rufen:

»Ja! ja! Wenn die Liane nicht gewesen wäre!«

Das Ende vom Liede war, daß er der Lina den hübschen Namen selber gab, welche ihn durch ihre Zärtlichkeit und Liebe gegen den wackern Burschen zur Wahrheit machte.

»Lina und Liane,« sagte er, »ist das nicht
bis auf einen Buchstaben einunddasselbe?«

Ende.